

Hermann Stegemann.

Zu seinem 50. Geburtstage, 30. Mai.

Der klassische Beobachter des Weltkrieges ist zweifellos Hermann Stegemann gewesen. Durch seine Berichte hat er nicht nur in allen deutschen Ländern, sondern auch in der ganzen übrigen Welt Anerkennung und Beachtung gefunden. Er, der niemals Militär gewesen, hat hier mit seiner Sachkenntnis die Bewegungen auf allen Fronten sachverständig verfolgt. Allerdings kam ihm zugute, daß die Kriegswissenschaften schon vor dem Kriege seine Ruhestunden vielfach ausfüllten. Er trat also an die plötzliche Aufgabe nach Ausbruch des Krieges nicht unvorbereitet heran. Es kam ihm aber neben dieser Kenntnis der strategischen Grundgesetze vor allem die Kraft seiner Stilistik zugute. So war es möglich, daß seine Berichte später gesammelt und erweitert in einer Art Kriegsgeschichte eine außergewöhnlich hohe Auflage erreichten.

Aber Stegemann war vorher auch schon als erfolgreicher Romanschriftsteller bekannt. Allerdings beschränkte sich sein Leserkreis auf eine gewisse Art ernsthafter und gediegener Menschen, die das Leben in seinen Problemen erkennen. So sind seine vielfachen grundlegenden Romanarbeiten stets ein großes tiefgreifendes Lebensbild, das in alle Erregungen der Seele und in alles Wollen des Geistes hineingreift, um uns die Charakterbildung und das Charakteraussprechen im Menschen zu veranschaulichen. Alle die starken Romane*, wie „Der gefesselte Strom“, „Die Kraft von Ilja“, „Die Himmelspacher“, zeigen Stegemann als den kämpfenden edlen Menschen, der mit dem Leben ringt, um so das Anrecht zum Leben sich zu erwerben. Immer wieder ist es ein Gegeneinanderstreiten der tiefen Konflikte, wie sie aus Kleinigkeiten des Tages sich zur Tragik des Daseins entwickeln. Die Gesamtdarstellung in diesen Werken steigt zu dramatischer Konzentriertheit an. Alles ist fein und doch auch stark gegliedert. Die Seelenschilderung sowohl wie das Gegeneinanderwogen der Konflikte. Aber es kommt noch ein weiteres hinzu. Stegemann ist ein unvergleichlicher Natur-Schilderer. Seine Menschen sind verwachsene Glieder des Bodens, der sie trägt. Und diese Erde nimmt er als die lebendige Fülle des Menschen in aller ihrer Schönheit, Kraft und Größe. Einzelne der landschaftlichen Szenen sind Meisterstücke deutscher Schilderkunst. Wir erleben mit Stegemann dann das Wirken in der Natur und werden so in einem gewissen Sinn Kinder dieser Erde. Es ist verständlich, daß diese Vorzüge den

Werken Stegemanns eine große Beliebtheit in der hartgeschnittenen Welt des Schweizer Deutschstums gesichert hat. Aber auch die Bergmenschen Süddeutschlands fühlen in diesen Romanen ein Stück ihrer Welt geborgen. Bisher ist daher Stegemann noch nicht stark nach Norddeutschland gedrungen. Aber wenn erst der Norddeutsche in seinem schwerblütigen Ernst Stegemanns Romanwelt erkannt haben wird, dann müssen ihm auch hier alle Herzen entgegenschlagen.

Stegemann ist von Geburt Rheinländer. Er kam allerdings schon in frühen Jahren an den Oberrhein und dann nach der Schweiz. Hier wurde er nach einem langen Wanderleben Nachfolger des bekannten Feuilletonisten J. B. Widmann am Berner „Bund“. Im Berner „Bund“ erschienen dann auch seine ersten Betrachtungen der Kriegereignisse. Später gab Stegemann jedoch die Redaktionsstellung am „Bund“ auf, um sich vollkommen seinen kriegsgeschichtlichen Studien und Arbeiten widmen zu können. Da Stegemann seinen 50. Geburtstag in der Fülle seiner geistigen Kraft begeht, dürfen wir wohl hoffen, daß er uns noch viele Werke schenken wird. Gewiß zum Besten der deutschen Literatur und deutschen Kultur!

* Gesammelte Werke von H. Stegemann sind erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

17029 0002 Bxx

Der Tag (Berlin)

Nr. 281

Hermann Stegemann: Ausgewählte Werke.*

Hermann Stegemann hat den sehr ersten Versuch gemacht, den Weltkrieg darzustellen. Das riesige Werk ist mit Abschluß des dritten Bandes erst beim 10. Januar 1916 angelangt. Unter seinem Eindruck hatte man Stegemanns Romandichtungen fast vergessen. Die „Ausgewählten Werke“ bringen sie uns wiederum lebhaft in die Erinnerung.

Stegemann wurde vor fünfzig Jahren in Koblenz geboren, wuchs in Kolmar auf und wanderte nach der Schweiz aus, wo er viele Jahre lang Schriftsteller am „Bernener Bund“ war, bis er bei Kriegsausbruch seine gesamte bisherige Tätigkeit aufgab, um sich der Darstellung des gewaltigen Weltgeschehens zu widmen.

In den Erzählungen, zu denen Dr. G. Kehnert eine hübsche Einführung geschrieben hat, tritt uns eine reizsame, vornehm strebende Natur mit guten schriftstellerischen Manieren und gesundem sozialen Urteil entgegen. Die Darstellung geht einen ruhigen, schlichten und aufrechten Gang. Sie zeigt in Konzentration, Lebendigkeit und Vergeistigung gleichmäßig anhaltenden Fortschritt, ohne in Oberflächlichkeit und Manier zu verfallen. Des Verfassers Jugendwunsch, „sich selbst zu überfliegen“, vom Ich und Stoff loszukommen, erfüllt sich mehr und mehr. Und so bedeutet die Romanreihe eine gute Vorstufe für den Kriegswissenschaftler.

Gleich die ersten Werke wurden rasch gelesen. Die „Kraft v. Illzach“ (1912) machten den Namen ihres Verfassers weiter hinaus bekannt. Ein Jahr vor Ausbruch des Krieges erschien die bedeutsame Erzählung: „Der gefesselte Strom.“ Von anderen Werken der Sammlung nennen wir zwei Bauernnovellen „Juni“ und „Die Himmelspacher“ und die Romane „Theresle“ und „Thomas Ringwald“, beide von stark autobiographischem Charakter.

Die Kriegsgeschichte betont gleich zu Anfang die politische Bedeutung des Elsaß. Im Elsaß, im Schwarzwald und am Oberrhein spielen auch die Romane. In den früheren Werken überwiegt die Schilderung der Kleinnatur und des Lokalkolorits. In den „Kraft

* Hermann Stegemann. Ausgewählte Werke. 6 Bände. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, Egon Fleischel & Co., Berlin.

v. Illzach“ dagegen tritt die französisch-deutsche Kultur Mischung bei den gebildeten Ständen des Elsaß bedeutsam hervor, wie sie zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges zu ersten seelischen Konflikten häufig Veranlassung gab.

„Der gefesselte Strom“, ein Ingenieurroman, ist ganz vom „Fluidum der Elektrizität“, dem modernen Welt- und Zeitgeist, erfüllt. Hanns Ingold will den Rhein bei Rheinau durch Sprengungen und durch ein Stauwerk „bändigen“ und die vierzigtausend Pferdekräfte des Wasserfalls für die ganze Umgegend weithin nutzbar machen. Aus den mehr und mehr sich aufstürmenden Schwierigkeiten hervor wächst ihm ein dämonischer Arbeitswille. Er vergißt über seinem Werk die Liebe zu Ruth Engelhardt, indem er sich in fieberndem Schaffensdrang an ihrem teilnehmenden Verständnis genügen läßt. Am Vater, dem alten Fischmeister von Rheinau, wird er zum unfreiwilligen Mörder. Und so geschieht's, daß am Tage der Einweihung des Werkes den nicht schuldlos Gebliebenen der Rhein in seine Fluten zieht, nachdem er ihm noch einmal im Licht der Abendsonne das Werk gezeigt hat, wie es aus dem Strome hervor, aber weit über ihn und seine Kraft hinweggewachsen ist, auch über die moralische, denn Energie allein ist noch nicht Moral.

In den „Kraft v. Illzach“ sind die Umstände zu Anfang gleichfalls stärker als die Menschen. Konrad v. Eggheim, ein Deutscher, und seine Gattin, die französisch denkende Elsässerin aus dem Geschlecht der Illzach, werden einander fremd durch den Krieg und finden sich erst wieder, als Konrad Claudine freigibt, die sich nun für ihn entscheidet, zumal sie inzwischen reifer geworden ist und ihn lieben gelernt hat.

Wird in diesem kulturhistorisch beachtenswerten Roman den großen französischen Traditionen im Schoß einer gebildeten elsässischen Familie ihr Recht, so zeigt uns die Erzählung: „Die als Opfer fallen“ in der Darstellung des bürgerlichen Elsässertums, das im Wesen deutsch ist, mit seinem Doktor Habermeyer, dem alten Sinniger, dem Phinele, dem Rosele und der trefflichen Kläre, was wir an diesem Lande verloren haben!

Wenn wir das gesamte Schaffen Hermann Stegemanns über-

blicken, so können wir ihn von vornherein als einen künstlerischen Pfleger unserer teuren reichsdeutschen Erinnerungen und Gefühle begrüßen. Wir erwarten von ihm die unparteiische Vollenbung seiner Kriegsgeschichte und hoffen, daß uns nach Abschluß dieses Werkes noch manche Dichtung aus seiner Feder beschieden sein möge.

Studienrat Dr. R. Biedermann

Kölnische Zeitung

Nr. 553.

Hermann Stegemann über den Weltkrieg.

Von Generalleutnant Schwarte.

Das größte und wichtigste der bisher in deutscher Sprache geschriebenen abgeschlossenen Werke über den Weltkrieg, Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges, ist von besonderer Bedeutung, weil dem Verfasser Berichte und Quellen aus allen kriegführenden Staaten zur Verfügung standen zu einer Zeit, als sie uns überhaupt nicht zugänglich waren, und in einem Umfang, wie er infolge der drückenden Valutaverhältnisse uns auch heute kaum erreichbar ist. Allerdings haben Stegemann für den dritten, noch in der Kriegszeit abgefaßten Band und selbst für den letzten, vierten, in diesem Jahre erschienenen Band nicht alle die Veröffentlichungen zur Verfügung gestanden, die in den letzten Jahren auf Grund eingehenden Altstudiums in reichster Fülle auf dem Büchermarkt aller Nationen erschienen sind. Stegemann hat aber auch nie bezweckt, eine bis in alle Einzelheiten genaue kritische Schilderung des Weltgeschehens der Kriegsjahre zu geben. Die andre Absicht, ein umfassendes Gesamtbild der Ereignisse, der Zusammenhänge der Kriegshandlungen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, die Abhängigkeit der militärischen Operationen von den allgemeinpolitischen und wirtschaftspolitischen Verhältnissen und die in allem dem treibenden mächtigen feilschen und moralischen Kräfte der kämpfenden Völker und ihrer Führer aufzubauen: das ist ihm meisterhaft geglückt.

Wollte man einen strengen kritischen Maßstab an den Aufbau des ganzen Werkes legen, so kann man ihm vielleicht vorwerfen, daß es die einzelnen Zeitabschnitte nach dem Umfange in recht verschiedener Art behandelt. Die beiden ersten Bände führten die Kriegereignisse bis zum Frühjahr 1915; Band 3 umfaßt zeitlich im allgemeinen die Kampfhandlungen des Jahres 1915; Band 4 schildert, auf allerdings 700 Seiten, die Ereignisse der letzten drei Kriegsjahre. Die durch leichtverständliche Rücksichten erzwungene kürzere Behandlung dieses längeren Zeitraums mußte naturgemäß den Verzicht auf manche Episoden bringen, die den ersten Bänden einen so eigenartigen Reiz geben. Doch hat diese Beschränkung keine Beeinträchtigung in der wichtigen Gestaltungskraft und der Herz und Sinne aufrüttelnden, mitreißenden Gewalt der Schilderung nach sich gezogen. Eine hervorragende militärische Begabung befähigt Stegemann, der nie Soldat war, immer die Grundzüge der großen Kampfperioden zu erfassen und mit packenden Worten alles Geschilderte zum lebendigen Ereignis zu gestalten. Das, was ihm stets wieder Worte höchster Bewunderung in die Feder treibt, ist der Geist der Treue, der Opfermut, das Pflichtgefühl, das in den Frontkämpfern steckte; das ist der nie gebrochene Angriffsggeist, der Wagemut, die Verantwortungsfreudigkeit des Offizierkorps vom Leutnant bis zum Feldmarschall; das sind die glänzenden Begabungen der höchsten Führer, die sich immer dann wieder offenbaren konnten, wenn ihnen die Kriegslage erlaubte, aus dem starren Stellungskrieg zu den groß gedachten, wichtig geführten Schlägen des Bewegungskrieges überzugehen. „Nur der Deutsche wußte dem Siege noch Schwingen an die Schulter zu heften; nur er war noch imstande, Durchbruchschlachten zu schlagen und ganze Fronten durch den Übergang zum Bewegungskrieg zum Einsturz zu bringen . . . , das klassische Ringen um die Flanken zu erneuern und Armeen in die Flucht zu schlagen.“

Im Osten war der Krieg im Zusammenbruch auszuarten und der Friedensbitte Rumäniens zum Abschluß gekommen; im Westen, wo 1917 die deutsche Kampffront nur auf Abwehr hatte eingestellt werden können, hatte das blutige Scheitern der Offensive Nivelles und die verlustreiche, aber erfolglose Flandernschlacht der Engländer die Abwehrkraft des deutschen Heeres unvermindert gezeigt. Als dann aber im November England noch einmal vorbrach und mit dem Masseneinsatz der Tanks die deutsche Front bei Cambrai zu durchstoßen suchte, da brach „im klassischen Gegenstoß“, wie Stegemann sagt, auch die Energie der rücksichtslosen deutschen Offensive wieder hervor, die im folgenden Frühjahr sich in gewaltigen Schlägen entladen sollte. Über die Möglichkeit und die Art der Durchführung dieser großen Angriffe ist schon viel Zustimmung und viel Ablehnendes geschrieben worden; und demnachst haben wir ja die ersten Veröffentlichungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses des Reichstags zu erwarten. Stegemann nennt die aufeinanderfolgenden Offensiven „Schlachtengänge von überragender Größe“ und den Stoß über den Chemin-des-Dames bis zur Marne ein „kühnes, in die Sterne greifendes Wagnis“, das die französische Kampffront bis zum Zusammenbruch erschütterte und die drei Gewaltigen des Verbandes zum Eingeständnis der furchtbaren Niederlage und zum flehentlichen Ruf um schnellste Hilfe an Wilson zwingt. Und wenn an der Spitze der feindlichen Staaten nicht Männer eiferner Energie und zähesten Siegeswillens gestanden hätten — Staatslenker, die wir leider nicht besaßen! —, so hätte damals, wie schon wiederholt vorher, der Sieg unser sein müssen. Aber der starke deutsche Staatsmann, eine siegesthrohnene Volksvertretung fehlten. Sie wären um so notwendiger gewesen, weil die Kräfte des Heeres im Nietenkampf zu Ende gingen. Von den alten Kämpfern gab es nicht viele mehr; ihre Ausrüstung mußte hinter der feindlichen zurückbleiben. Trotzdem erkennt Stegemann in den Frontkämpfern den gleichen Angriffsggeist, die gleiche Pflichttreue, den gleichen Opfermut der ersten Jahre. Und auch, als ihnen aus der Heimat ungesunder, verheerter, kampfunwilliger Nachersatz in ungenügender Zahl nachgeführt wurde, da blieb in jenen Treuen Heldentum und Pflichtgefühl lebendig. Stegemann weist nach, daß sich auch die Feinde darüber völlig klar waren und daß sie deshalb während der fast fünfjährigen Waffenstillstandsverhandlungen in immer erneuten Schlägen einen großen, wirklichen Sieg zu erringen suchten. Erst als Foch seine eigne Stoßkraft im Erlahmen sah, ließ er den Abschluß des Waffenstillstands zu; daß er seine furchtbaren Bedingungen durchsetzen konnte, verdankt er dem Ausbruch der Revolution. Während die Heere der Türkei, Bulgariens und die nichtdeutschen Verbände Österreich-Ungarns nach großen Taten ruhmlos zerbrochen, sagt Stegemann vom deutschen Heer: „So bleibt dem deutschen Heer der Ruhm, unter den schwierigsten Verhältnissen, vor sich den Feind, hinter sich die Revolution, von den Bundesgenossen verlassen, aber sich selbst getreu und seiner unsterblichen Taten eingedenk, bis zum letzten Augenblick gekämpft zu haben, ohne die Grenzen des Vaterlandes zu öffnen. Die Kriegsgeschichte wird ihm, ob Deutschland auch den Krieg verlor, zu allen Zeiten und vor allen andern Armeen den Lorbeer reichen.“

Wenden!

Anders, ganz anders leider lautet Stegemanns Urteil über politische Kriegsführung von deutscher Seite — von seinen Männern, aber auch vom Volke selbst. Die Ursache des politischen Leidensweges, den Deutschland gehen mußte, findet er in dem offensibaren Mangel jedes politischen Geistes im Volke im Gegensatz zu dem politischen Wirklichkeitsinn des Briten und dem politischen Instinkt des Franzosen. Um so notwendiger wäre Deutschland eine starke, rücksichtslose Führung durch eine von eigenem stärksten Instinkt getragene Persönlichkeit gewesen. Bethmann Hollweg war eine solche Persönlichkeit nicht, stand er doch vom ersten Tage an unter der „Überzeugung, daß der Krieg nicht gewonnen werden könne“. Raubte ihm diese Überzeugung selbst die Energie des Handelns, so mußte sie ihn auch in schärfsten Gegensatz zu dem Leiter der deutschen Kriegsführung, der Obersten Heeresleitung, bringen. Und diesen Zwiespalt zu überbrücken, um politische und militärische Kriegsführung in die notwendige Einheit des Handelns zu zwingen — dazu reichte die Willensstärke des Kaisers nicht aus. In dieser Schwäche, in diesem Zwiespalt, den er vor allem in der unsicheren, schwankenden Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten ausgedrückt sieht, findet Stegemann die Ursache des schließlichen Zusammenbruchs. Die gleiche unselige Schwäche erkennt er aber auch im Verhältnis zu den Verbündeten, vor allem zu Österreich-Ungarn. Während es in der Not Deutschlands wider Willen die militärische Leitung des Krieges abtreten muß, lassen Deutschlands schwache Staatsmänner die politische Leitung schließlich ganz auf Österreich-Ungarns geschicktere Diplomaten übergehen, bis schließlich Kaiser Karls Verrat die innere Verlogenheit seiner Helfer offenbart. Dem charakterschwachen Bethmann, dem altersschwachen Hertling stellt Stegemann den Hinweis gegenüber, daß die feindlichen Staaten und Völker in ihrer Not die stärksten, zähesten Männer zur Leitung beriefen, die sie finden konnten. Der schwächlichen Friedensresolution, die Bethmann nicht zu hindern vermochte, stellt er mehrfach die demagogisch-aufpeitschenden, aber wirkungsvollen Worte Clemenceaus gegenüber. Seinem unerschütterlichen Willen zum Siege schloß sich ganz Frankreich an. Die deutschen Staatslenker hatten, wie Stegemann es ausdrückt, im Volke nicht die Erkenntnis zu wecken verstanden, daß der Kampf des deutschen Heeres über Deutschlands Sein entscheide, daß es um Leben und Bestand des Deutschen Reiches gehe. Wenn er Clemenceau und Lloyd George in ihrer gewaltigen Energie bewundernd seine Anerkennung ausspricht, findet Stegemann anderseits nur Worte stärkster Verachtung für die Art, wie Wilson das auf der Grundlage seiner vierzehn Punkte ergangene Waffenstillstandsangebot zum Betrug an Deutschland ausnützte; aber auch für die Art, wie das Kriegskabinett „dem Sirenen gesang des Betrügers Wilson glaubend“ schwachvoll seinen Forderungen nachgab. Daß Stegemann das Versailler Friedensdiktat nur mit schärfster Ablehnung bespricht, ist selbstverständlich. Seine Unhaltbarkeit ist für ihn außer Zweifel; es „säte Haß und Mißtrauen“ und „wurde zu einer unerschöpflichen Quelle bedrückender Leiden“. Mit tiefstem Mitgefühl für das deutsche Volk und mit starker Bewunderung über die „geradezu kindliche Größe, mit der es seinen Schwert- und Leidensgang ging“, hat Stegemann es in seinem Werke begleitet. Von besonderer Bedeutung für uns, deren furchtbare Lage er voll erfasst, sind deshalb die Ausblicke, die er unsrer Zukunft gibt.

„Deutschlands Sendung und die Geschichte der deutschen Stämme ist in dem großen Kriege, in dem Deutschland unterliegen mußte, weil er hereinbrach, ehe die politische Reife der Deutschen hinreichte, das Erbe Bismarcks nach neuen weltpolitischen Anschauungen zu gestalten, nicht verschüttet worden . . . Man wird vom »Untergang des Abendlandes« — wie man auch die Fristen dieses geschichtlichen Prozesses setzen möge — nur dann sprechen dürfen, wenn dem deutschen Element in Europa unmöglich gemacht würde, den Platz wieder einzunehmen, der ihm gebührt.“

Erlebnis und Problem der Marneschlacht

Von Hermann Stegemann

Der berühmte Verfasser der „Geschichte des Weltkrieges“ und des „Kampfes um den Rhein“, Hermann Stegemann, hat jetzt in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart seine Lebenserinnerungen erscheinen lassen. Wir sind heute bereits in der Lage, einen interessanten Auszug aus dem Werke abzudrucken, der sich mit der Marneschlacht befaßt. Bekanntlich hat der Schweizer Militärgeschichtsforscher bereits in seiner „Geschichte des Weltkrieges“ ein auch heute noch anerkanntes Urteil über die Marneschlacht gefällt.

Die französische Geschichtsschreibung ist nicht müde geworden, die Schlacht als einen im Felde errungenen Sieg darzustellen, der durch kühne und fluge strategische Maßnahmen vorbereitet und von glänzend gelenkten, mit heroischer Tapferkeit kämpfenden Truppen Brüst an Brust ausgefochten wurde, so daß die deutschen Armeen geschlagen die Walfstätt verlassen und in erzwungenem und überstürztem Rückzug nordwärts entweichen mußten; die deutsche Forschung aber wird nicht aufhören, Zeugnisse, Akten und Tatsachen zu häufen, um die einzelnen Vorgänge ins Licht zu setzen und darzutun, daß die Schlacht nicht als zusammenhängende Schlachthandlung zu betrachten sei, sondern sich in eine Reihe von Einzelkämpfen aufgelöst habe und daß diese Kämpfe, für sich betrachtet, die Deutschen nirgends geschlagen, sondern an den entscheidenden Brennpunkten sogar im Vorteil sahen, als die Oberste Heeresleitung, vorgefaster Meinung folgend und durch eigene Versäumnisse bedrückt, den Rückzugsbefehl ergehen ließ, der ein ungeschlagenes Heer vom Entscheidungsfeld abrief, auf dem der Sieg als Trophäe zwischen den Kämpfenden liegen blieb.

Ich glaube, daß die deutsche Darstellung der Erkenntnis näher liegt, aber sie steht unter einem trüben Stern. Der Deutsche, der während des ganzen Krieges auf geistigem Gebiete in bedrängter Abwehr foht, ist auch im geistigen Kampf um das Problem der Marne-schlacht in die Verteidigung verwiesen worden. Hätte die deutsche Heeresleitung am 12. September 1914, als die letzten Staffeln der großen Armee auf dem Rück-marsch die Aisne überschritten, um sich zu neuer Schlacht zu stellen, der Schlacht, die am Durcq, an den Morin-flüssen, im Becken von Vitry und am Rhein-Marne-Kanal geliefert worden war, den Lauspaß gegeben und erklärt, daß die Armeen, die über die Linie Paris—Verdun vorgeprellt waren, sich aus der entbrannten Schlacht gelöst und befehlsgemäß den Rückzug an-getreten hätten, so wäre die deutsche Geschichtsschrei-bung dieser Sisyphusarbeit enthoben, und zugleich wäre die Legende im Keim erstickt worden, die die Schlacht an der Marne heute noch als überwältigenden französischen Waffensieg erscheinen läßt.

Freilich — das strategische Problem wäre dadurch nicht neugewendet worden, aber der Krieg hätte im Bewußtsein des deutschen Volkes einen neuen Sinn erhalten, und die moralische Erschütterung, die dieses Bekenntnis nach sich gezogen hätte, wäre vielleicht leichter zu ertragen und gewißlich heilsamer gewesen als das zwiespältige Gefühl von Unsicherheit und Uebersicherheit, die aus dem Verschweigen entstanden ist und sich im Laufe des Krieges wie eine erstickende Wolke auf Deutschland herabgeseht hat.

Das deutsche Volk war stark genug, diese harte

deutsche Staatsleitung haben den großen Komplex, als der die Marne-schlacht im Bilde des Krieges erscheint, nicht aufgehellt, sie haben nur einen Zipfel des Geheimnisses gelüftet, als sie unmittelbar nach erfolgtem Rückzug auf die Aisne meldeten, die Schlacht am Durcq habe mit einem deutschen Waffensieg geendet. Sie haben dann die Schlacht gewissermaßen von der Marne an die Aisne übertragen und sie dort ausfechten lassen. Das war ärmlich gedacht. Aber es ist doch nicht richtig, daß der Deutsche von der Marne-schlacht überhaupt nichts erfahren hätte, bis sie im Bewußtsein der Welt verankert war...

Ich lebe heute noch der Ueberzeugung, daß die Deutschen die Schlacht an der Marne im Augenblick aufgegeben haben, als sie noch gewonnen werden konnte, und einen Rückzug angetreten haben, den sie im Vertrauen auf ihren Manneswert selbst unter den ungünstigsten strategischen Umständen nicht an-treten durften; denn wer sich von der Entente cordiale

so sehr in die politische Unterlegenheit hatte drängen lassen, daß ihm nichts geblieben war als sein Schwert, wer den Kriegsplan auf einen Planenmarsch quer durch Belgien gestellt und damit die politische Zukunft von dem Gelingen dieser Operation abhängig gemacht hatte, wer dem Feind nachgezogen war, als der Gipfelpunkt der strategischen Bewegung längst überschritten war, weil die siegreichen Grenzschlachten nicht mit der Umfassung und Zertrümmerung der feindlichen Armeen geendet hatten, der durfte diesen Feldzug nicht verlorengeden, bevor die letzte Brigade die Walfstätt deckte. Entschied doch erst diese Schlacht über Gelingen oder Mißlingen, wie immer auch die Operationen gelaufen waren. Und ich bin heute, fünf-zehn Jahre nach der Marne-schlacht, überzeugter als je, daß der deutsche Soldat, Mann wie Offizier, den Sieg doch noch aus dem verworrenen strategischen Gespinnst und der englisch-französischen Heeresmacht herausgehauen hätte; denn das Heer, das damals über die Marne zog, war das schönste der Welt und seine Kraft trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit mit nichten erschöpft.

Als ich im August des Jahres 1915 in einer politischen Mission in Berlin weilte und mich zu dem Generalobersten v. Moltke begab, der als kranker, ge-brochener Mann im roten Gebäude des Generalstabes saß, drängten sich die Offiziere in den Vorzimmern um mich und fragten mich, ob ich glaube, sie hätten an der Marne stehenbleiben und die Schlacht durchfechten können. Sie bestätigten also ungefragt die Tatsache, daß die Schlacht abgebrochen worden war, ehe man das Letzte aufgeboden hatte, eine Tatsache, die damals vor der Öffentlichkeit noch mit Schleiern umgeben war. Da antwortete ich, ich sei überzeugt, daß sie den Sieg aus der Hand gegeben hätten, daß man aber in jedem Falle hätte stehenbleiben und schlagen müssen; denn gerade in solcher Lage gäbe es, alles in allem betrachtet, überhaupt keine Wahl.

Erlebnis und Problem der Marneschlacht

Von Hermann Stegemann

Der berühmte Verfasser der „Geschichte des Weltkrieges“ und des „Kampfes um den Rhein“, Hermann Stegemann, hat jetzt in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart seine Lebenserinnerungen erscheinen lassen. Wir sind heute bereits in der Lage, einen interessanten Auszug aus dem Werke abzudrucken, der sich mit der Marneschlacht befaßt. Bekanntlich hat der Schweizer Militärgeschichtsschreiber bereits in seiner „Geschichte des Weltkrieges“ ein auch heute noch anerkanntes Urteil über die Marneschlacht gefällt.

Die französische Geschichtsschreibung ist nicht müde geworden, die Schlacht als einen im Felde errungenen Sieg darzustellen, der durch kühne und fluge strategische Maßnahmen vorbereitet und von glänzend gelenkten, mit heroischer Tapferkeit kämpfenden Truppen Brüst an Brüst ausgefochten wurde, so daß die deutschen Armeen geschlagen die Walstatt verlassen und in erzwingenem und überstürztem Rückzug nordwärts entweichen mußten; die deutsche Forschung aber wird nicht aufhören, Zeugnisse, Akten und Tatsachen zu häufen, um die einzelnen Vorgänge ins Licht zu setzen und darzutun, daß die Schlacht nicht als zusammenhängende Schlachthandlung zu betrachten sei, sondern sich in eine Reihe von Einzelkämpfen aufgelöst habe und daß diese Kämpfe, für sich betrachtet, die Deutschen nirgends geschlagen, sondern an den entscheidenden Brennpunkten sogar im Vorteil sahen, als die Oberste Heeresleitung, vorgefaßter Meinung folgend und durch eigene Versäumnisse bedrückt, den Rückzugsbefehl ergehen ließ, der ein ungeschlagenes Heer vom Entscheidungsfeld abrief, auf dem der Sieg als Trophäe zwischen den Kämpfenden liegen blieb.

Ich glaube, daß die deutsche Darstellung der Erkenntnis näher liegt, aber sie steht unter einem trüben Stern. Der Deutsche, der während des ganzen Krieges auf geistigem Gebiete in bedrängter Abwehr foht, ist auch im geistigen Kampf um das Problem der Marneschlacht in die Verteidigung verwiesen worden. Hätte die deutsche Heeresleitung am 12. September 1914, als die letzten Staffeln der großen Armee auf dem Rückmarsch die Aisne überschritten, um sich zu neuer Schlacht zu stellen, der Schlacht, die am Durcq, an den Morinflüssen, im Becken von Vitry und am Rhein-Marne-Kanal geliefert worden war, den Laufpaß gegeben und erklärt, daß die Armeen, die über die Linie Paris-Verdun vorgeprellt waren, sich aus der entbrannten Schlacht gelöst und befehlsgemäß den Rückzug angetreten hätten, so wäre die deutsche Geschichtsschreibung dieser Sisyphusarbeit enthoben, und zugleich wäre die Legende im Keim erstickt worden, die die Schlacht an der Marne heute noch als überwältigenden französischen Waffensieg erscheinen läßt.

Freilich — das strategische Problem wäre dadurch nicht neugewendet worden, aber der Krieg hätte im Bewußtsein des deutschen Volkes einen neuen Sinn erhalten, und die moralische Erschütterung, die dieses Bekenntnis nach sich gezogen hätte, wäre vielleicht leichter zu ertragen und gewißlich heilsamer gewesen als das zwiespältige Gefühl von Unsicherheit und Ueberfischerheit, die aus dem Verschweigen entstanden ist und sich im Laufe des Krieges wie eine erstickende Wolke auf Deutschland herabgesenkt hat.

Das deutsche Volk war stark genug, diese harte Probe zu bestehen und, weiß Gott, die Armee erst recht! Die deutsche Heeresleitung und ihr folgend die

deutsche Staatsleitung haben den großen Komplex, als der die Marneschlacht im Bilde des Krieges erscheint, nicht aufgehellt, sie haben nur einen Zipfel des Geheimnisses gelüftet, als sie unmittelbar nach erfolgtem Rückzug auf die Aisne meldeten, die Schlacht am Durcq habe mit einem deutschen Waffensieg geendet. Sie haben dann die Schlacht gewissermaßen von der Marne an die Aisne übertragen und sie dort ausfechten lassen. Das war ärmlich gedacht. Aber es ist doch nicht richtig, daß der Deutsche von der Marneschlacht überhaupt nichts erfahren hätte, bis sie im Bewußtsein der Welt verankert war . . .

Ich lebe heute noch der Ueberzeugung, daß die Deutschen die Schlacht an der Marne im Augenblick aufgegeben haben, als sie noch gewonnen werden konnte, und einen Rückzug angetreten haben, den sie im Vertrauen auf ihren Manneswert selbst unter den ungünstigsten strategischen Umständen nicht antreten durften; denn wer sich von der Entente cordiale

so sehr in die politische Unterlegenheit hatte drängen lassen, daß ihm nichts geblieben war als sein Schwert, wer den Kriegsplan auf einen Planenmarsch quer durch Belgien gestellt und damit die politische Zukunft von dem Gelingen dieser Operation abhängig gemacht hatte, wer dem Feind nachgezogen war, als der Gipfelpunkt der strategischen Bewegung längst überschritten war, weil die siegreichen Grenzschlachten nicht mit der Umfassung und Zertrümmerung der feindlichen Armeen geendet hatten, der durfte diesen Feldzug nicht verlorengeben, bevor die letzte Brigade die Walstatt deckte. Entschied doch erst diese Schlacht über Gelingen oder Mißlingen, wie immer auch die Operationen gelaufen waren. Und ich bin heute, fünfzehn Jahre nach der Marneschlacht, überzeugter als je, daß der deutsche Soldat, Mann wie Offizier, den Sieg doch noch aus dem verworrenen strategischen Gespinnst und der englisch-französischen Heeresmacht herausgehauen hätte; denn das Heer, das damals über die Marne zog, war das schönste der Welt und seine Kraft trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit mit nichts erschöpft.

Als ich im August des Jahres 1915 in einer politischen Mission in Berlin weilte und mich zu dem Generalobersten v. Moltke begab, der als kranker, gebrochener Mann im roten Gebäude des Generalstabes saß, drängten sich die Offiziere in den Vorzimmern um mich und fragten mich, ob ich glaube, sie hätten an der Marne stehenbleiben und die Schlacht durchfechten können. Sie bestätigten also ungefragt die Tatsache, daß die Schlacht abgebrochen worden war, ehe man das Letzte aufgebieten hatte, eine Tatsache, die damals vor der Öffentlichkeit noch mit Schleiern umgeben war. Da antwortete ich, ich sei überzeugt, daß sie den Sieg aus der Hand gegeben hätten, daß man aber in jedem Falle hätte stehenbleiben und schlagen müssen; denn gerade in solcher Lage gäbe es, alles in allem betrachtet, überhaupt keine Wahl.

17029 0005 000

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. Main)

Nr. 737

Die zahllosen Erinnerungsbücher, die seit Ende des Weltkriegs veröffentlicht werden, haben fast ausnahmslos schmerzliche Überraschungen gebracht. So ziemlich in jedem sah man, daß der Memoirenschreiber in verantwortlicher oder unverantwortlicher Stellung im Stillen Einsichten besaß, die sich mit den öffentlich vertretenen Ansichten nicht deckten. Diese Einsichten in die Lage waren meist sehr richtig. Aber sie wurden nicht wirksam, sie blieben in Denkschriften oder Besprechungen stecken, denen keine oder nur halbe Beschlüsse folgten. In diese trübe Atmosphäre, die ganz besonders das Jahr 1917 beherrschte, leuchtet jetzt auch Hermann Stegemann, der bekannte Schweizer Militärschriftsteller, hinein. Bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart läßt er „Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit“ erscheinen. Darin teilt er mit, daß er im Oktober 1917 einen langen politischen Brief an den deutschen Gesandten von Romberg in Bern schrieb. Der Brief zeigt in der Tat, wie klar Stegemann die gesamte Lage überblickte. Ein Zitat genügt:

„Die militärische Lage Deutschlands ist an die seiner Partner gebunden und nur in der Defensiv glänzend zu nennen; zur positiven Beendigung des Krieges reicht das nicht aus, da die strategische Entwicklung keine Perspektiven bietet. „Es heißt also auf unbekannte und unberechenbare Faktoren bauen, wenn man die Revolution in Rußland, die Revolten in Italien, die Misstimmung in Frankreich und die Zerfallserscheinungen verschiedener Art zur Abwägung der Aussichten heranzieht. Selbst die Verminderung des Frachtraumes, deren Berechnung an sich wieder auf ein mit verschiedenen unbekannten Größen belastendes Kalkül gestellt ist, vermag die Zukunft nicht eindeutig zugunsten Deutschlands zu bestimmen. Die Mittel Amerikas, dieser Frachtraumnot entgegenzuwirken und Schiffe freizumachen, sind noch nicht erschöpft. Da aber Deutschland nur bis zu einer Ihnen gewiß ebenso wie mir bekannten Frist Widerstand leisten kann, gebietet die Lage heute, ein Atout ins Spiel zu werfen und dadurch die Gegner vor Entscheidungen zu stellen. Die belgische Karte verliert an Wert, je länger sie aufgespart wird. Die Enttäuschung wäre in Deutschland grenzenlos, wenn man später den Trumpf nicht mehr ausspielen könnte, weil man vergessen hat, ihn in einem Spiel anzusagen, das nicht mehr hanteln kann.“

Besser kann man's nicht sagen. Stegemann sagt noch, daß er außer einer dankenden Empfangsbestätigung des Gesandten nichts vom dem weiteren Schicksal des Briefes erfuhr. Unseres Wissens hat der Brief viel Beachtung gefunden. Er zirkulierte bei allen amtlichen Stellen, die in Betracht kommen konnten. Doch es blieb bei der Lektüre und der Anerkennung für die Richtigkeit der höchst sachlichen Beweisführung.

Hermann Stegemann's Erinnerungen.

kl. Als bei Kriegsausbruch der Nachfolger J. B. Widmanns am Feuilleton des Berner „Bund“, Hermann Stegemann, plötzlich den Mäusen Basel jagte und seine Betrachtungen zur Kriegslage zu veröffentlichen begann, mochte diese Wandlung vom Literaten zum Strategen als psychologisches und berufliches Rätsel erscheinen. Wer freilich Stegemann's elsässische Romane kannte, hatte darin bereits ein hartes politisches Temperament und ein ungewöhnliches Talent zur anschaulichen Schlachtenbilderung entdeckt. Aber erst die soeben erschienen Lebenserinnerungen*) des im Weltkrieg berühmt gewordenen Militärschriftstellers lassen auch dem Außenstehenden Stegemann's Entwicklung nicht als eine zufällige, sondern eine in hohem Maße schicksalsbestimmte erscheinen. „Durch mein ganzes Leben rauschte der Rhein... Nur in den Landen, die sich um seinen schön geschwungenen Lauf ordnen, und an Flüssen und Seen, die seinem flutenden Wesen verbunden sind, wuchs mir die Kraft, schöpfte ich neue Lebensfülle in das zerbrechliche Gefäß, das mir Gestalt geliehen.“ Diese Erdbundenheit an den Schicksalsstrom Europas gibt dem reichbewegten Leben Stegemann's die innere Geschlossenheit und das geistige und politische Gepräge. Als Sohn eines preussischen Beamten und einer Rheinländerin 1870 in Koblenz geboren, in den ersten Lebensmonaten von den Aufregungen des Deutsch-Französischen Krieges umflutet, wuchs der Knabe von 1872 an in Kolmar auf, wohin sein Vater in die neue Verwaltung der Reichslande versetzt worden war. „Ich bin ohne Erinnerungen und ohne Heimweh in das Elsaß gekommen, habe dort rasch Wurzel geschlagen und wurzelte bald so tief, daß dadurch nicht nur meiner Entwicklung neue Wege gewiesen wurden, sondern daß dieses Land von mir auch vor allen Ländern geliebt worden ist. Heute noch fühle ich mich trotz meiner Anhänglichkeit an die rheinische Heimat, trotz meinem stillen Aufgehen in der schweizerischen Umwelt vom Elsaß unwiderstehlich angezogen. Mein poetisches Schaffen und mein politisches Wirken sind von diesem verlorenen Sehnsuchtsland entscheidend bestimmt worden.“

Dieses Bekenntnis ist aufschlußreich. Stegemann wuchs zweisprachig auf, aber sein Herz blieb deutsch. Er lernte elsässisch parlieren, aber ein Elsässer wurde er nicht. „Meine Mutter war sehr stolz, weil die Damen der Bourgeoise (in Kolmar) mein zierliches Französisch bewunderten und nicht glauben wollten, daß ich ein kleiner Prussion sei. Ich war als solcher in dieser Kinderschule ein weißer Nabe und erschien ihnen als Wunderkind, das in ihren Augen durch seine französischen Kenntnisse erst menschliche Züge erhielt.“ Das Schicksal des reichsdeutschen Beamtensohnes im Elsaß! Früh schon erregte sich die politische Phantasie des Knaben an großen Erlebnissen. In Koblenz sollte er einmal dem alten Kaiser Wilhelm I. am Bahnhof einen Blumenstrauch überreichen; die Szene ist zu reizend:

„Der Großvater steht salutierend an der Treppe, der Zugführer öffnet den Schlag, der Kaiser steigt langsam ein. Da kößt mich die Großmutter aus dem Schattenversteck, und ich laufe barhaupt, den Strauch in beiden Händen, auf den Kaiser zu, sehe den Adjutanten lächelnd beiseite treten und strecke meinen Strauch zu dem offenen Abteil empor, aus dem der Kaiser verwundert auf mich herunerblickt. Nun beugt er sich vor um mir die Blumen abzunehmen. Doch so hoch ich den Strauch auch rede, er bekommt ihn nicht zu fassen, ich aber lasse los, das schwere Gebinde entfällt mir, plumpst auf das Trittbrett, überschlägt sich und stürzt zwischen den Rädern auf die Schienen. Ich in meinem Samtanzug, dem Spitzenragen und den weißen

Armen rudernd heran, steht über mir auf der untersten Stufe des Wagenbretts tief zu mir niedergebogen der alte Kaiser, und ich sehe dicht über mir sein weißbärtiges, freundliches, erschrockenes Gesicht. Hoch aufatmend leg' ich ihm den zerdrückten Blumenstrauch in die ausgestreckten Hände. Er aber steigt ganz herunter, nimmt die Blumen in die Linke, legt mir die Rechte auf den Kopf und streicht mir ein wenig zitternd das zerzauste Haar und die glühende schmutzige Wange.“

Auch Kaiserparaden in Straßburg gab's, zu denen der Vater den Sohn mitnahm, aber noch viel schönere Wanderungen durch die Vogesen, auf denen die beiden einen Bund fürs Leben schlossen. In die ungewöhnlichen Familienschicksale, von Stegemann mit Liebe, Ehrfurcht und Discretion nachgezählt, ragt immer wieder die Politik hinein: „Die Entwicklung des Knaben zum Jüngling vollzog sich in Jahren heftiger politischer Erregung. Als General Bonlangier zu Pferde stieg und mit der Revanche lokettierte, machte sich die politische Spannung im Jahre 1886 so stark geltend, daß auch die Jugend von ihr ergriffen wurde. Wir liebten jedem Morgen entgegen. Ich erinnere mich mancher Felddienstübung der Kolmarer Garnison, die eher einem Deckungsaufmarsch als einem harmlosen Manöver glich. Diese Unsicherheit schlich als reizvolle Spannung in meine Entwicklungsjahre und lockte mich immer stärker zum Studium der Geschichte und zur Beschäftigung mit militärischen Dingen.“ Als der Tertianer zu Cäsars Gallischem Krieg eigene Variationen vorzubringen wagte, lautete die Zensur: „Sehr gut, wenn auch nicht streng im Rahmen des Themas.“ Stegemann's Entwicklung fiel überhaupt aus dem normalen Rahmen. Einem ununterbrochenen Kampfe gegen körperliche Krankheit ging eine geistige Frißreise parallel, die sich in gleicher Weise in dichterischen Versuchen wie in militärischen Träumen äußerte. Der Gymnasiast knüpfte literarische Beziehung zum Münchner Künstlerkreis an, dachte sich aber gleichzeitig nichts anderes als „daß ich einst so rasch wie möglich in jene Kreise gelangen müßte, in denen der Krieg als Wissenschaft betretet würde“. Als er mehr als über den Schulbüchern über den ersten Bänden des Generalstabswerkes über den Deutsch-Französischen Krieg brütete, schalt ihn der Vater liebevoll einen „verrückten Jungen“. Doch verbot der ewig schwankende gesundheitliche Zustand endgültig die erhoffte militärische Laufbahn. Also ein Dichter! Stegemann debütierte mit einem Prolog für das Jubiläum des Koblenzer Theaters und slog dann prompt aus dem dortigen Gymnasium, an das er übergesiedelt war, als sein dramatischer Erstling unter seinem Namen zur Aufführung gelangte. Im elsässischen Altkirch, wo sich Stegemann als Abiturient glücklich fühlte, sprach er beim Tode Kaiser Friedrichs die Totenlage an der offiziellen Trauerfeier im Rathaus, „zu der nur die deutschen Beamten und der Gemeinderat erschienen waren.“ Aber auch hier wieder löste politisches Donnerrollen in die Entwicklung hinein: „Altkirch lag der französischen Grenze so nahe, daß der Westwind den Nachhall der Belforter Festungsgeschütze über das Städtchen trug, wenn die großen Forts herausfordernde Schießübungen veranstalteten, und in stillen Sommernächten sah man von der Höhe des Rastberges, der sich bleich aus dem dunkeln Tal aufbäumte, sogar das Mündungsfeuer der großen Turmgeschütze aufblitzen. Diese kriegsdrohende Zeichensprache hat mein Studium historisch untermalt.“

Die Münchner Studienzeit, die Stegemann in nahe Verührung mit Detlev v. Liliencron, Paul Heyse u. a. bringt, und für den späteren Feuilletonredakteur schweizerischer Zeitungen manche wertvolle Beziehung schafft, bleibt in diesem Leben, das von Politik und Militär magisch angezogen wird, nur Episode. In Zürich, wo Stegemann Stu-

Hermann Stegemann's Erinnerungen.

kl. Als bei Kriegsausbruch der Nachfolger J. B. Widmanns am Feuilleton des „Berner Bund“, Hermann Stegemann, plötzlich den Mäusen Balet sagte und seine Betrachtungen zur Kriegslage zu veröffentlichten begann, mochte diese Wandlung vom Literaten zum Strategen als psychologische und berufliche Rätsel erscheinen. Wer freilich Stegemanns elssässische Romane kannte, hatte darin bereits ein starkes politisches Temperament und ein ungewöhnliches Talent zur anschaulichen Schlachtenschilderung entdeckt. Aber erst die sieben erschienen Lebenserinnerungen*) des im Weltkrieg berühmt gewordenen Militärschriftstellers lassen auch dem Außenstehenden Stegemanns Entwicklung nicht als eine zufällige, sondern eine in hohem Maße schicksalsbestimmte erscheinen. „Durch mein ganzes Leben rauschte der Rhein... Nur in den Länden, die sich um seinen schön geschwungenen Lauf ordnen, und an Flüssen und Seen, die seinem flutenden Wesen verbunden sind, wuchs mir die Kraft, schöpfte ich neue Lebensfülle in das zerbrechliche Gefäß, das mir Gestalt geliehen.“ Diese Erdgebundenheit an den Schicksalsstrom Europas gibt dem reichbewegten Leben Stegemanns die innere Geschlossenheit und das geistige und politische Gepräge. Als Sohn eines preussischen Beamten und einer Rheinländerin 1870 in Koblenz geboren, in den ersten Lebensmonaten von den Aufregungen des Deutsch-Französischen Krieges umflutet, wuchs der Knabe von 1872 an in Kolmar auf, wohin sein Vater in die neue Verwaltung der Reichsländer versetzt worden war. „Ich bin ohne Erinnerungen und ohne Heimweh in das Elsaß gekommen, habe dort rasch Wurzel geschlagen und wurzelte bald so tief, daß dadurch nicht nur meiner Entwicklung neue Wege gewiesen wurden, sondern daß dieses Land von mir auch vor allen Ländern geliebt worden ist. Heute noch fühle ich mich trotz meiner Anhänglichkeit an die rheinische Heimat, trotz meinem stillen Aufgehen in der schweizerischen Umwelt vom Elsaß unwiderstehlich angezogen. Mein poetisches Schaffen und mein politisches Wirken sind von diesem verlorenen Sehnsuchtsland entscheidend bestimmt worden.“

Dieses Bekenntnis ist aufschlußreich. Stegemann wuchs zweisprachig auf, aber sein Herz blieb deutsch. Er lernte elssässisch parlieren, aber ein Elsfäher wurde er nicht. „Meine Mutter war sehr stolz, weil die Damen der Bourgeoisie (in Kolmar) mein zierliches Französisch bewunderten und nicht glauben wollten, daß ich ein kleiner Prussien sei. Ich war als solcher in dieser Kinderschule ein weißer Nabe und erschien ihnen als Wunderkind, das in ihren Augen durch seine französischen Kenntnisse erst menschliche Züge erhielt.“ Das Schicksal des reichsdeutschen Beamtensohnes im Elsaß! Früh schon erregte sich die politische Phantasie des Knaben an großen Erlebnissen. In Koblenz sollte er einmal dem alten Kaiser Wilhelm I. am Bahnhof einen Blumenstrauß überreichen; die Szene ist zu reizend:

Der Großvater steht salutierend an der Treppe, der Zugführer öffnet den Schlag, der Kaiser steigt langsam ein. Da stoßt mich die Großmutter aus dem Schattenvorsteck, und ich laufe barhaupt, den Strauß in beiden Händen, auf den Kaiser zu, sehe den Adjutanten lächelnd beiseite treten und strecke meinen Strauß zu dem offenen Abteil empor, aus dem der Kaiser verwundert auf mich herunterblickt. Nun beugt er sich vor um mir die Blumen abzunehmen. Doch so hoch ich den Strauß auch rechte, er bekommt ihn nicht zu fassen, ich aber lasse los, das schwere Gebinde entfällt mir, plumpst auf das Trittbrett, überschlägt sich und stürzt zwischen den Rädern auf die Schienen. Ich in meinem Samtanzug, dem Spizenkragen und den weißen Strümpfen ohne Besinnen dahinterher. Ich kriechte unter das Trittbrett, rutsche zwischen den Rädern durch, finde und fasse den Strauß und tauche ruhm- und ölschmuckt wieder auf.

Da steht die Großmutter angstverfürt, steht der Flügeladjutant und greift nach mir, kommt der Zugführer gelaufen, legt der Großvater mit den

Armen rudernb heran, steht über mir auf der untersten Stufe des Wagenbretts tief zu mir niederbeugt der alte Kaiser, und ich sehe dicht über mir sein weißbärtiges, freundliches, erschrockenes Gesicht. Hoch aufatmend leg' ich ihm den zerdrückten Blumenstrauß in die ausgestreckten Hände. Er aber steigt ganz herunter, nimmt die Blumen in die Linke, legt mir die Rechte auf den Kopf und streicht mir ein wenig zitternd das zerzauste Haar und die glühende schmutzige Wange.“

Auch Kaiserparaden in Straßburg gab's, zu denen der Vater den Sohn mitnahm, aber noch viel schönere Wanderungen durch die Vogesen, auf denen die beiden einen Bund fürs Leben schlossen. In die ungewöhnlichen Familienschicksale, von Stegemann mit Liebe, Ehrfurcht und Diskretion nachgezählt, ragt immer wieder die Politik hinein: „Die Entwicklung des Knaben zum Jüngling vollzog sich in Jahren heftiger politischer Erregung. Als General Bonlangier zu Pferde stieg und mit der Revanche kokettierte, machte sich die politische Spannung im Jahre 1886 so stark geltend, daß auch die Jugend von ihr ergriffen wurde. Wir lieberten jedem Morgen entgegen. Ich erinnere mich mancher Felddienstübung der Kolmarer Garnison, die eher einem Deckungsaufmarsch als einem harmlosen Manöver glich. Diese Unsicherheit schlich als reizvolle Spannung in meine Entwicklungsjahre und lockte mich immer stärker zum Studium der Geschichte und zur Beschäftigung mit militärischen Dingen.“ Als der Tertianer zu Cäsars Gallischem Krieg eigene Variationen vorzubringen wagte, lautete die Zensur: „Sehr gut, wenn auch nicht streng im Rahmen des Themas“. Stegemanns Entwicklung fiel überhaupt aus dem normalen Rahmen. Einem ununterbrochenen Kampfe gegen körperliche Krankheit ging eine geistige Frühreise parallel, die sich in gleicher Weise in dichterischen Versuchen wie in militärischen Träumen äußerte. Der Gymnasiast knüpfte literarische Beziehung zum Münchner Künstlerkreis an, dachte sich aber gleichzeitig nichts anderes als „daß ich einst so rasch wie möglich in jene Kreise gelangen mühte, in denen der Krieg als Wissenschaft betreut würde“. Als er mehr als über den Schulbüchern über den ersten Bänden des Generalstabswerkes über den Deutsch-Französischen Krieg brütete, schalt ihn der Vater liebevoll einen „verrückten Jungen“. Doch verbot der ewig schwankende gesundheitliche Zustand endgültig die erhoffte militärische Laufbahn. Also ein Dichter! Stegemann debütierte mit einem Prolog für das Jubiläum des Koblenzer Theaters und flog dann prompt aus dem dortigen Gymnasium, an das er übergestiebt war, als sein dramatischer Erstling unter seinem Namen zur Aufführung gelangte. Im elssässischen Altkirch, wo sich Stegemann als Abiturient glücklich fühlte, sprach er beim Tode Kaiser Friedrichs die Totenklage an der offiziellen Trauerfeier im Rathaus, „zu der nur die deutschen Beamten und der Gemeinderat erschienen waren.“ Aber auch hier wieder tönte politisches Donnerrollen in die Entwicklung hinein: „Altkirch lag der französischen Grenze so nahe, daß der Westwind den Nachhall der Vorfürter Festungsgeschütze über das Städtchen trug, wenn die großen Forts herausfordernde Schießübungen veranstalteten, und in stillen Sommernächten sah man von der Höhe des Kallberges, der sich bleich aus dem dunkeln Tal aufbaumte, sogar das Mündungsfeuer der großen Turmgeschütze aufblitzen. Diese kriegsdrohende Zeichensprache hat mein Studium historisch untermalt.“

Die Münchner Studienzeit, die Stegemann in nahe Berührung mit Detlev v. Liliencron, Paul Heyse u. a. bringt, und für den späteren Feuilleton-Redakteur schweizerischer Zeitungen manche wertvolle Beziehung schafft, bleibt in diesem Leben, das von Politik und Militär magisch angezogen wird, nur Episode. In Zürich, wo Stegemann Student, Reporter, Literat, Journalist, Dramaturg und junger Chemann zugleich war, trat eine entscheidende Wendung zur Kriegsgeschichte ein: er wurde auf Clausenwizens Werl „Vom Kriege“ aufmerksam und stieg an dessen Hand „in die Quellen kriegsphilosophischer Erkenntnis“ hinab. „Aus dieser Erkenntnis stieg ein Sonderstudium auf, das mir das liebste von allen geworden ist. Ich fühlte mich noch an Jugendträume gebunden und hatte mich schon lange im Stillen darauf ein-

*) Hermann Stegemann: Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1930.

Menden

gerichtet, die Erinnerungen an die einst erträumte militärische Laufbahn nicht ganz aufzugeben, obwohl ich nichts weniger als militärfreudig war. Die ursprüngliche Neigung war gewissermaßen akademisch verklärt und vergeistigt worden." Von dieser Neigung muß Oberst Meister gewußt haben, als er dem jungen Deutschen Secretärs großes Wert über den Feldzug der Bourbaki-Armee für die „N. Z. Z.“ zur Besprechung übergab, die wohl Stegemanns „strategisches“ Debut im Journalismus darstellt. Wie reich im übrigen die Zürcher Jahre an persönlichen Bekanntschaften mit den geistigen und künstlerischen Führern der Stadt waren, weiß der Leser aus jenen Stellen der „Erinnerungen“, die vor einiger Zeit im Feuilleton dieses Blattes abgedruckt wurden. 1895 nahm Stegemann eine Berufung an die „Basler Nachrichten“ an, wo er noch neben Stephan Born arbeitete und wo Hans Huber und Ernst Stückelberg in seinen Gesichtskreis traten. Immer stärker verlangte aber der politische Trieb nach Betätigung, der in Stegemann, der inzwischen Schweizerbürger geworden war, völlig durchbrach, als zu Beginn des neuen Jahrhunderts der Bau der deutschen Befestigungen am Jäger Alos in Basel die Gemüter erregte. Der Feuilleton-Redakteur, der sich längst auch überm Strich betätigt hatte, griff polemisch in die Diskussion ein. Die folgende Szene zeigt Stegemann schon ganz in der Rolle, in der ihn die weitere Öffentlichkeit erst im Weltkrieg kennen lernte: Der Journalist wurde 1905 vom deutschen Gesandten Bülow, dem Bruder des Reichskanzlers, nach Bern zitiert und dort über seine Meinung über den Jäger Alos befragt. Stegemann hielt dem Gesandten einen strategischen Vortrag, in dem er auf die Gefahren hinwies, die eine Befestigung der Tüllinger Höhen für die Schweiz mit sich brächte, da sie Frankreich zu einem Handstreich auf Basel geradezu herausfordern würde. „Das war mein erstes, in der Stille erfolgtes Auftreten in einer politischen Angelegenheit und der erste Versuch, erworbene Kenntnisse zum Besten der beiden Länder zu verwerten, denen ich mich in Treue verbunden fühlte.“

Die letzten Jahre vor dem Krieg trieben Stegemann unruhig von Stelle zu Stelle, brachten ihm viel Krankheit, schweres Leid und neues Glück, aber nirgends, weder als Kurkommissär in Badenweiler, noch als Redakteur einer demokratischen Zeitung in Konstanz hielt es ihn lange. Romanstudien führten ihn ins Elsaß zurück, wo sich die Verhältnisse verschlimmert hatten, aber die eigentliche Bestimmung, die diesem Leben die entscheidende Richtung geben sollte, ließ auf sich warten. Der Ruf des Schicksals ertönte erst bei Kriegsausbruch. Er traf Stegemann auf dem türulischen Stuhl J. B. Widmanns. Der Entschluß war sofort gefaßt: „Ich bemächtigte mich der Kriegsberichterstattung des ‚Bund‘... Ich war aus den Grenzen meines Seins herausgeschleudert worden und sah plötzlich eine Aufgabe in mir wirksam, die ich nicht gesucht habe, die vielmehr in mir selbst irgendwie als eine Bestimmung vorbereitet lag und die ich an keinem Orte und an keiner Stelle so hätte ausfüllen können, wie ich sie in Bern erfüllen konnte und redlichen Herzens erfüllt habe.“

Die zweite Hälfte der Erinnerungen Stegemanns sind der Kriegszeit gewidmet. Mit großer Gestaltungskraft weiß der Verfasser zu schildern, wie sich das gewaltige Geschehen und Erleben jener Jahre in ihm, der plötzlich an verantwortungsvolle Stelle gesetzt war, widerspiegelte. Wir schauen in die Werkstatt des Militärkritikers, der Tag für Tag über seinen Karten sitzt, Nadeln steckt und die Dämonie der Schlachten zu ergründen sucht. Man hat oft die Objektivität der Stegemannschen Betrachtungen zur Kriegslage angezweifelt. Lassen wir ihm hierüber selbst das Wort:

„... Da stand ich unter dem Zwange der Objektivität. Aber es war unendlich schwierig, unbefangenen, sachlich und eindrucksvoll zugleich zu schreiben und das Ergebnis meines zweiten, bisher nur in der Illusion genährten Studiums in den Dienst der Wirklichkeit zu stellen, denn laut rauschte das Blut und riß den Berichterstatter, der gleichzeitig Kritik üben und Kommendes deuten wollte, so mit sich, daß er mehr als einmal den neutralen Boden

unter den Füßen verlor. Aber ob mich auch die Blutverbindung mit den deutschen Kämpfern nicht immer die richtige Färbung finden ließ, der Wille zur Objektivität war von Anfang an da, und nie habe ich mich des Hasses, der Herabsetzung und der Unterschätzung der Gegner Deutschlands schuldig gemacht...“

Aus Stegemanns Erinnerungen ergibt sich, daß er Deutschlands militärische Lage im Krieg von Anfang an ungünstiger beurteilte, als aus seinen kritischen Betrachtungen zu schließen war; vielleicht hätte er durch rücksichtslose Preisgabe seiner Erkenntnisse seinem alten Vaterland noch den größern Dienst erwiesen. Aber je mehr sich Stegemann zum Orakel der deutschen Militärs entwickelte, desto schwieriger mochte es ihm fallen, bittere Wahrheiten öffentlich auszusprechen. An geheimen diplomatischen Warnungen ließ es der Publizist allerdings nicht fehlen. Aber nur seine Artikel drangen in alle Lager der Welt, wurden bei Freund und Feind beachtet und umstritten, weil in ihnen ungewöhnliche strategische Kombinationsgabe mit glänzender darstellerischer Form gepaart war. Bald fühlte sich Stegemann auch zu politischen Missionen in Deutschland gedrängt, die vielfach auch der Schweiz zugute kamen; interessante Schilderungen über die Zustände, die der besorgte Reisende auf seinen mehrmaligen Besuchen in Berlin antraf, unterbrechen die packende Erklärung der wechselnden militärischen Situationen. Auch auf die Lage der Schweiz fallen viele Schlaglichter, da Stegemann zu unsern politischen und militärischen Führern persönliche Beziehungen unterhielt. Geradezu tragisch war die Rolle Stegemanns gegen Ende des Krieges: der Militärkritiker, der zwischen Arbeit und Krankheit das Kriegsgeschehen immer intensiver erlebte und von Bern und vom Thunersee aus viele prominente Deutsche, die die wahre Lage ihres Landes zu erkennen suchten, schriftlich und mündlich aufzuklären trachtete, wurde schließlich, als der Zusammenbruch nahte, als letzter Ratgeber von der Reichsregierung zu Hilfe gerufen. Schon im Frühjahr 1918 hatte Stegemann auf Drängen Conrad Haußmanns der bevorstehenden Offensive Ludendorffs in einem Memorandum ein ungünstiges Horoskop gestellt — sein ceterum censeo lautete, den politischen Verzicht auf Belgien auszusprechen und ihn als Friedenspflanze zu benützen —, nun berief ihn Reichskanzler Prinz Max von Baden am 8. Oktober persönlich nach Berlin. Stegemann, von Krankheit erschöpft, mußte absagen, verfaßte aber ein Gutachten über die Lage, das nichts mehr helfen konnte, weil es durch die Ereignisse bereits überholt war. Die Katastrophe traf ihn im Innersten.

Stegemanns Erinnerungen wachsen vom Menschlichen ins Weltpolitische. Sie sind ein Zeitdokument, das persönlich und politisch gleichermaßen aufschlußreich ist. In diesem Leben spiegelt sich die Tragödie Deutschlands. Man liest das meisterhaft geformte Buch mit zunehmender Ergriffenheit.

17029 0007 000

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. Main)

Nr. 392

Von den Universitäten.

Wie wir erfahren, wird dem bekannten Verfasser der Geschichte des Weltkrieges, Hermann Stegemann, zu seinem 60. Geburtstag am 30. Mai von der Philosophischen Fakultät der Frankfurter Universität der Ehrendoktor verliehen als dem (wie es in dem Diplom heißt) „in ernster Zeit treu bewährten Sohne seiner rheinischen Heimat und hervorragenden Geschichtsschreiber des Weltkrieges“. — Bankier Dr. Walter Sulzbach, Privatdozent für Soziologie an der Universität Frankfurt ist zum a. o. Professor ernannt worden.

17029 0008 Wxx
Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. Main)

Nr. 396

Mentor im Weltkrieg.

Zum 60. Geburtstag Hermann Stegemanns.

Das war in den ersten Maitagen 1915. Der Durchbruch von Gorlice! Deutschland jubelte. Da kam ich aus dem fahnenüberwehten Land nach Bern und sah und sprach zum ersten Male Hermann Stegemann. Natürlich, jeder in die Schweiz entsandte Journalist mußte damals den Verfasser der schon stark beachteten Aufsätze „Zur Kriegslage“, die seit dem 10. August 1914 regelmäßig im Berner „Bund“ erschienen, kennen zu lernen suchen. Ich kam, noch unter den Eindrücken aus der Heimat stehend. Ich weiß nicht mehr, was wir gesprochen haben. Ich weiß nur: als ich aus dem Hause des stillen, schmalköpfigen Mannes wieder in die Sonne trat, fröstelte mich ein wenig. Ich hatte zum erstenmal den Krieg von jenseits der Grenze gesehen, hatte aus den gewiß nicht zagen, aber zögernden Worten Stegemanns die unendliche Schwere des deutschen Kampfes geahnt. Und wenn wir, viel später noch, immer wieder glaubten und hofften, ermutigt auch gerade durch all das Erhebende, das Stegemann dem deutschen Heere nachzurufen wußte, und wir begegneten ihm auf einem seiner seltenen Spaziergänge unter den Berner Lauben, so ließen zwei Worte, ließen schon die Sorgenfalten auf seiner blassen Stirn uns fühlen, daß es ernster um Deutschland stand, als wir es wahr haben wollten. Stegemann ist auf die deutschen Korrespondenten in Bern nicht immer gut zu sprechen gewesen, weil ihre Auszüge aus seinen Berichten oft die Schatten getilgt und nur die glänzende Schauffeite übrig gelassen hätten. Ich glaube indes, mit der Zeit haben wir alle damals gelernt, so weit es die Zensur uns erlaubte, auch Stegemanns Enttäuschungen und Warnungen den deutschen Lesern zu übermitteln. Denn er war ja nicht ein Rhapsode des Weltkriegs, auch nicht ein rein strategischer Kritiker. Er hat dem deutschen Heere bis zum letzten Tage des Rückzugs die Anerkennung bewahrt, aber er hat die deutsche Politik lange, lange vorher schon bekämpft. Er wurde mehr und mehr, auch hinter der Pulsteife seiner Berichte, zum politischen Warner und Berater. Und die vielen, denen er Mentor im Kriege gewesen, werden ihn darum an diesem 30. Mai, da er in Merligen am Thunersee sein sechzigstes Jahr vollendet, dankbar grüßen.

Noch vor seiner ersten Betrachtung zur Kriegslage hatte Stegemann am 5. August 1914 redaktionell im „Bund“ geschrieben: „Daß Deutschland und Frankreich noch einmal gegeneinander die Waffen erheben, das ist für uns das schmerzlichste Schauspiel der Welt.“ Damit ist die tiefste Einstellung des im Elsaß aufgewachsenen Mannes zu diesem Kriege gleich gekennzeichnet. Was aber gab seinen Kriegsbetrachtungen den über die Schweiz und über Deutschland hinauswirkenden Wert? Es sei unendlich schwierig gewesen, gesteht er in seinen „Erinnerungen“, unbefangen, sachlich und eindrucksvoll zugleich zu schreiben. Aber eben dies ist ihm gelungen, gelungen, weil er, der geborene Deutsche, der später Schweizer Bürger geworden war, unter dem Zwange der Neutralität stand und, Sohn und Einzel zuchtgewohnter Pflichtmenschen, sich zur Objektivität durchzuringen vermocht hat, ohne sein deutsches Herz preiszugeben. Möglich war dies kaum anderswo als in Bern, mitten zwischen den kriegführenden Völkern und doch dem Kampfe selbst entrückt. Möglich war es auch nur einem Schriftsteller, der in seinen epischen Werken schon den Stil scheinbar kühler Sachlichkeit sich erworben und die Kunst gelernt hatte, das Letzte zwischen den Zeilen zu sagen.

Als Stegemann am 25. August des ersten Kriegsjahres schrieb, die Situation sei, aus der französischen Perspektive betrachtet, nicht verloren, wenn es gelinge, die deutschen Armeen an der Marnefront zu fesseln, da ließ er schon die tragische Möglichkeit jenes Umschwunges durchblicken, den man sehr viel später die Marne Schlacht genannt hat. Als Reims

könnte, die Armeen auf die Marne zurückzunehmen. Am 15. September wußte er, daß die Deutschen die Entscheidungsschlacht verloren gaben, ohne sie voll durchgeschlagen zu haben. Stegemann ist wohl der erste Außenstehende gewesen, der die Schlacht an der Marne in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung erkannt hat, und seine, im Jahre 1915 vollendeten ersten Band der „Geschichte des Krieges“ niedergelegte Auffassung, daß die Marneschlacht nicht durchgekämpft worden ist, unter allen Umständen aber hätte durchgeschlagen werden müssen, ist bis heute unerschüttert geblieben. Daß die Deutschen den Krieg an der Marne ein für allemal verloren hätten, glaubte Stegemann nicht, aber er sah seit dem 15. September 1914 den Schatten eines unlöslichen Problems über den Feldzügen hängen, und auch diese Anschauung des Berner Kritikers hat sich als nur zu begründet erwiesen: allen großen deutschen Leistungen waren fortan Versuche, die Freiheit der Bewegung zurückzukaufen, die an der Marne verloren gegangen war. In den Angriffsfeldzügen, die die Deutschen und ihre Verbündeten so weit nach Westen und Osten führten, konnte Stegemann schließlich nichts anderes sehen als Ausfälle aus einer belagerten Festung. Darum vermochte er nicht zu jubeln oder den Endsieg an die Wand zu malen, wenn der Belagerungsring ausgeweitet, aber nicht gesprengt wurde, wenn ein noch so großartiger Einkreisungsversuch nicht zur Vernichtung des Gegners gedieh. Zur Kühle und Sachlichkeit verurteilt, mußte Stegemann durch seine Betrachtungen über die Schlacht von Verdun bald ein warnendes Leitmotiv klingen lassen, er konnte endlich auch der letzten großen Offensive im Westen kein strahlendes Horoskop stellen, aber er wußte die Größe der Rückzugskämpfe ganz zu würdigen und schloß seinen letzten Bericht, indem er noch einmal der großen deutschen Siege gedachte, mit dem Sage: „Dieses Heer hat keinen Grund, gesenkten Hauptes abzugeben.“

„Warum ist Stegemann so pessimistisch?“ hat man im Kriege oft gefragt. Will man das Wort gelten lassen, so ist zu sagen, er war es deshalb, weil er von seiner neutralen Warte einen freieren Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten Deutschlands hatte. Schwächliche Klagen hat man nie von ihm gelesen. Er hat wie Kassandra zu warnen versucht, aber niemals Jammerrufe ausgestoßen. Wäre es anders gewesen, hätte ihn nicht seine männliche Verbaltenheit vor den Superlativen der Begeisterung wie der Enttäuschung bewahrt, seine Berichte hätten kaum auch an der Front, in Schützengräben und Unterseebooten, den Wiberhall gefunden, den die Kämpfenden ihnen bereiteten, dankbar, ihre Kampfhandlungen in einen größeren Zusammenhang gerückt zu sehen. Aber Stegemann — und das haben seine Freunde auf der Rechten, die heute noch auf das Schwert vertrauen, übersehen — ist vor allem deshalb Pessimist oder doch Skeptiker geworden, weil er an dem Kriege, dem „großen Beweger“, als solchem zu zweifeln begonnen hat, weil er nach der Marneschlacht zu der Erkenntnis kam, daß menschliche Schwäche und unberechenbare Einflüsse im Kriege eine größere Rolle spielen, als er gedacht hatte, weil der Krieg, wie es Clausewitz schon wußte, auf einem Spiel von Möglichkeiten, Glück und Unglück beruht. So wies Stegemann besonders seit dem Sommer 1917 immer dringender darauf hin, daß die politischen Probleme längst der Lösung durch das „primitive Mittel des Krieges“ spotteten. Er mahnte an die Unbeständigkeit des Kriegsglücks, und in seinen „Erinnerungen“ kommt er zu dem Schluß, daß das klassische Wort vom Kriege als der „Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln“ besser durch die Formel zu ersetzen sei: Der Krieg ist ein Mittel der Politik. Die Politik muß der Kriegführung zwar die Wege ebnen, aber auch die übergeordnete, die Wege weisende und Ziele setzende Gewalt bleiben.

Mentor im Weltkrieg.

Zum 60. Geburtstag Hermann Stegemanns.

Das war in den ersten Maitagen 1915. Der Durchbruch von Gorlice! Deutschland jubelte. Da kam ich aus dem fahnenüberwehten Land nach Bern und sah und sprach zum ersten Male Hermann Stegemann. Natürlich, jeder in die Schweiz entsandte Journalist mußte damals den Verfasser der schon stark beachteten Aufsätze „Zur Kriegslage“, die seit dem 10. August 1914 regelmäßig im Berner „Bund“ erschienen, kennen zu lernen suchen. Ich kam, noch unter den Eindrücken aus der Heimat stehend. Ich weiß nicht mehr, was wir gesprochen haben. Ich weiß nur: als ich aus dem Hause des stillen, schmalbüßigen Mannes wieder in die Sonne trat, fröstelte mich ein wenig. Ich hatte zum erstenmal den Krieg von jenseits der Grenze gesehen, hatte aus den gewiß nicht zagen, aber zögernden Worten Stegemanns die unendliche Schwere des deutschen Kampfes geahnt. Und wenn wir, viel später noch, immer wieder glaubten und hofften, ermutigt auch gerade durch all das Erhebende, das Stegemann dem deutschen Heere nachzurufen mußte, und wir begegneten ihm auf einem seiner seltenen Spaziergänge unter den Berner Lauben, so ließen zwei Worte, ließen schon die Sorgenfalten auf seiner blassen Stirn uns fühlen, daß es ernster um Deutschland stand, als wir es wahr haben wollten. Stegemann ist auf die deutschen Korrespondenten in Bern nicht immer gut zu sprechen gewesen, weil ihre Auszüge aus seinen Berichten oft die Schatten getilgt und nur die glänzende Schauffeite übrig gelassen hätten. Ich glaube indes, mit der Zeit haben wir alle damals gelernt, so weit es die Zensur uns erlaubte, auch Stegemanns Enttäuschungen und Warnungen den deutschen Lesern zu übermitteln. Denn er war ja nicht ein Rhapsode des Weltkriegs, auch nicht ein rein strategischer Kritiker. Er hat dem deutschen Heere bis zum letzten Tage des Rückzugs die Anerkennung bewahrt, aber er hat die deutsche Politik lange, lange vorher schon bekämpft. Er wurde mehr und mehr, auch hinter der Kulisse seiner Berichte, zum politischen Warner und Berater. Und die vielen, denen er Mentor im Kriege gewesen, werden ihm darum an diesem 30. Mai, da er in Merkligen am Thunersee sein sechzigstes Jahr vollendet, dankbar grüßen.

Noch vor seiner ersten Betrachtung zur Kriegslage hatte Stegemann am 5. August 1914 redaktionell im „Bund“ geschrieben: „Daß Deutschland und Frankreich noch einmal gegeneinander die Waffen erheben, das ist für uns das schmerzlichste Schauspiel der Welt.“ Damit ist die tiefste Einstellung des im Elsaß aufgewachsenen Mannes zu diesem Kriege gleich gekennzeichnet. Was aber gab seinen Kriegsbetrachtungen den über die Schweiz und über Deutschland hinauswirkenden Wert? Es sei unendlich schwierig gewesen, gesteht er in seinen „Erinnerungen“, unbefangen, sachlich und eindrucksvoll zugleich zu schreiben. Aber eben dies ist ihm gelungen, gelungen, weil er, der geborene Deutsche, der später Schweizer Bürger geworden war, unter dem Zwange der Neutralität stand und, Sohn und Enkel zuchtgewohnter Pflichtmenschen, sich zur Objektivität durchzuringen vermocht hat, ohne sein deutsches Herz preiszugeben. Möglich war dies kaum anderswo als in Bern, mitten zwischen den kriegführenden Völkern und doch dem Kampfe selbst entrückt. Möglich war es auch nur einem Schriftsteller, der in seinen epischen Werken schon den Stil scheinbar kühler Sachlichkeit sich erworben und die Kunst gelernt hatte, das Letzte zwischen den Zeilen zu sagen.

Als Stegemann am 25. August des ersten Kriegsjahres schrieb, die Situation sei, aus der französischen Perspektive betrachtet, nicht verloren, wenn es gelinge, die deutschen Armeen an der Marnefront zu fesseln, da ließ er schon die tragische Möglichkeit jenes Umschwunges durchblicken, den man sehr viel später die Marne Schlacht genannt hat. Als Reims fällt, meint der durch keinen Enthusiasmus in seinem ernststen Abwägen zu erschütternde Kriegsbetrachter, das sei vorauszu sehen gewesen und alle Maßnahmen der Franzosen ließen auf strategischen Rückzug in eine unbekannte Zentrallstellung schließen. Stegemann wollte nicht glauben, daß deutsche Truppen aus Nordfrankreich an die Weichsel abtransportiert seien, denn „Deutschland kann im Westen keinen Mann entbehren.“ Am 9. September gibt er schon der düsteren Ahnung Ausdruck, daß die deutsche Heeresleitung sich vielleicht veranlaßt fühlen

könnte, die Armeen auf die Marne zurückzunehmen. Am 15. September wußte er, daß die Deutschen die Entscheidungsschlacht verloren gaben, ohne sie voll durchgeschlagen zu haben. Stegemann ist wohl der erste Außenstehende gewesen, der die Schlacht an der Marne in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung erkannt hat, und seine, im Jahre 1915 vollendeten ersten Band der „Geschichte des Krieges“ niedergelegte Auffassung, daß die Marne Schlacht nicht durchgekämpft worden ist, unter allen Umständen aber hätte durchgeschlagen werden müssen, ist bis heute unerschüttert geblieben. Daß die Deutschen den Krieg an der Marne ein für allemal verloren hätten, glaubte Stegemann nicht, aber er sah seit dem 15. September 1914 den Schatten eines unlöslichen Problems über den Feldzügen hängen, und auch diese Anschauung des Berner Kritikers hat sich als nur zu begründet erwiesen: allen großen deutschen Leistungen waren fortan Versuche, die Freiheit der Bewegung zurückzukaufen, die an der Marne verloren gegangen war. In den Angriffsfeldzügen, die die Deutschen und ihre Verbündeten so weit nach Westen und Osten führten, konnte Stegemann schließlich nichts anderes sehen als Ausfälle aus einer belagerten Festung. Darum vermochte er nicht zu jubeln oder den Endsieg an die Wand zu malen, wenn der Belagerungsring ausgemeitert, aber nicht gesprengt wurde, wenn ein noch so großartiger Einkreisungsversuch nicht zur Vernichtung des Gegners gedieh. Zur Kühle und Sachlichkeit verurteilt, mußte Stegemann durch seine Betrachtungen über die Schlacht von Verdun bald ein warnendes Zeitmotiv klingen lassen, er konnte endlich auch der letzten großen Offensive im Westen kein strahlendes Horoskop stellen, aber er wußte die Größe der Rückzugskämpfe ganz zu würdigen und schloß seinen letzten Bericht, indem er noch einmal der großen deutschen Siege gedachte, mit dem Satz: „Dieses Heer hat keinen Grund, gesenkten Hauptes abzugeben.“

„Warum ist Stegemann so pessimistisch?“ hat man im Kriege oft gefragt. Will man das Wort gelten lassen, so ist zu sagen, er war es deshalb, weil er von seiner neutralen Warte einen freieren Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten Deutschlands hatte. Schwächliche Klagen hat man nie von ihm gelesen. Er hat wie Cassandra zu warnen versucht, aber niemals Jammerrufe ausgestoßen. Wäre es anders gewesen, hätte ihn nicht seine männliche Verbaltenheit vor den Superlativen der Begeisterung wie der Enttäuschung bewahrt, seine Berichte hätten kaum auch an der Front, in Schützengräben und Unterseebooten, den Widerhall gefunden, den die Kämpfenden ihnen bereiteten, dankbar, ihre Kampfhandlungen in einen größeren Zusammenhang gerückt zu sehen. Aber Stegemann — und das haben seine Freunde auf der Rechten, die heute noch auf das Schwert vertrauen, übersehen — ist vor allem deshalb Pessimist oder doch Skeptiker geworden, weil er an dem Kriege, dem „großen Bewegter“, als solchem zu zweifeln begonnen hat, weil er nach der Marne Schlacht zu der Erkenntnis kam, daß menschliche Schwäche und unberechenbare Einflüsse im Kriege eine größere Rolle spielen, als er gedacht hatte, weil der Krieg, wie es Clausewitz schon wußte, auf einem Spiel von Möglichkeiten, Glück und Unglück beruht. So wies Stegemann besonders seit dem Sommer 1917 immer dringender darauf hin, daß die politischen Probleme längst der Lösung durch das „primitive Mittel des Krieges“ spotteten. Er mahnte an die Unbeständigkeit des Kriegsglücks, und in seinen „Erinnerungen“ kommt er zu dem Schluß, daß das klassische Wort vom Kriege als der „Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln“ besser durch die Formel zu ersetzen sei: Der Krieg ist ein Mittel der Politik. Die Politik muß der Kriegführung zwar die Wege ebnen, aber auch die übergeordnete, die Wege weisende und Ziele setzende Gewalt bleiben.

Der Politiker Stegemann ist uns so wert wie der strategische Kritiker. Er hat sich im Kriege als ein wahrhafter politischer Mentor erwiesen; leider haben die, die es anging, nicht auf ihn gehört, obwohl sie ihn gefragt hatten. Erste politische Anregungen empfing er, wie so manche, die heute zwischen fünfzig und sechzig stehen, von Theodor Curti, dem „väterlichen Freund“. In Konstanz wirkte er mit den badischen Demo-

kraten zusammen und fand von hier aus Gelegenheit, dem Grafen Bebel, dem Statthalter in Straßburg, in persönlichen Unterredungen das wahre Gesicht, die Seele des Elsaß zu enthüllen. Seiner Wahlheimat, der Schweiz, erwirkte er in der ersten Kriegszeit eine Erklärung des Staatssekretärs von Lagow, die die absolute Respektierung der Eidgenossenschaft gewährleistete. Auf seinen kurzen Reisen nach Berlin mußte Stegemann bald erfahren, daß das deutsche Volk ohne klare politische Erkenntnis der Lage seinen Schicksalsgang ging. „Das gefährlichste und unsinnigste aller Schlagwörter, die der Krieg geboren, 'Die Kriegsziele', lief um. Die Parteien beschäftigten sich mit den Zielen eines Krieges, der jeder Zielsetzung spottete.“ Stegemanns ernste Gespräche mit Bethmann, mit Molke, mag man in seinen „Erinnerungen“ nachlesen. Schon im März 1915 hat er dem Reichskanzler erklärt, daß es Verhandlungen nicht gebe, ohne Belgien freizustellen. Am 2. Oktober 1917 aber hat Stegemann an Herrn von Romberg, den deutschen Gesandten in Bern, einen politischen Brief gerichtet, den man ein historisches Dokument nennen darf, wenn ihm auch keine Auswirkung beschieden gewesen ist. Mit unerbittlicher Klarheit ist hier bereits ausgesprochen, daß die strategische Entwicklung keine Perspektiven mehr biete, daß die militärische Lage Deutschlands nur in der Defensive glänzend zu nennen sei, daß Deutschland das Intervall bis zum militärischen Eingreifen Amerikas benützen müsse, um zu einem ordentlichen Frieden zu gelangen, und daß die belgische Karte an Wert verliere, je länger sie aufgespart werde. „Ich weiß nicht“, fügt Stegemann in den „Erinnerungen“ lakonisch hinzu, „was aus diesem Schreiben geworden ist. In Berlin ging damals alles drunter und drüber.“ Wenn selbst ein Rathenau von Stegemanns ernster Auffassung der Lage erschrocken war, wie hätte dieser sich entschließen können, der Aufforderung rechtsstehender Kreise zu folgen und ins Große Hauptquartier zu gehen, um zum Kaiser zu sprechen! Stegemann versprach sich nichts von einer solchen Begegnung; der Kaiser hätte „keine Erweckung mehr ertragen“. So blieb ihm nichts übrig, als in seinen Berichten die Notwendigkeit einer politischen vor der letzten militärischen Offensive immer wieder anzudeuten und sie noch einmal in jener von Conrad Haußmann angeregten Niederschrift zu verlangen, die als „Horoskop der großen Offensive“ in die Akten übergegangen ist. Es war umsonst und zu spät. Ludendorff konnte sich nicht überwinden, das Signal zur politischen Offensive unter Preisgabe offensiver Kriegsziele zu geben. Die Armee ging „ohne ideale Zielsetzung“ in ihre letzte Schlacht. „Das ist das riesengroße Versäumnis der deutschen Staatskunst.“

Ganz ein Sohn seiner Zeit und alles eher als ein Literat, hat sich Stegemann dem Kriege vom ersten Tage an verschrieben und ist noch jahrelang von kriegerischen und politischen Problemen nicht losgekommen. Erst galt es, die aus seinen Berichten erwachsene vierbändige, in hunderttausenden Exemplaren verbreitete „Geschichte des Krieges“ zu vollenden, die der nachgefolgten Kriegsliteratur sicher nicht mehr in allem standhält, aber die Farbe des Lebens trägt und das Ringen um die Wahrheit überall verrät. „Der Kampf um den Rhein“ und „Das Trugbild von Versailles“ folgten. Während hier aus dem Gesichtswinkel der Militargeographie weltgeschichtliche Zusammenhänge und strategische Perspektiven entwickelt werden, wird dort das ganze Stromgebiet des Rheins in den Rahmen der großen Politik gerückt und im Wandel der Kriegsgeschichte gezeigt. Der Gedanke der Gebundenheit der Völker an die natürlichen Bedingungen der Räume führt zu aufschlußreichen Ausblicken, wenn auch alle Geopolitik leicht die inkommensurable Größe des Geistes der Völker außer acht läßt. In einer Festschrift, die eben zum 60. Geburtstag Stegemanns bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, wo auch seine anderen Werke alle erschienen sind, herauskommt, wird nun von mehreren der Mitarbeiter der Wunsch an den Gefeierten gerichtet, er möge sein militärwissenschaftliches und praktisch-politisches Lebenswerk mit einer theoretischen Zusammenfassung, mit einem neuen, politischen Clausenwerk krönen. Solch ein Werk könnte freilich, wenn Stegemann den Erkenntnissen aus der Kriegszeit treu bleiben will, nur darauf hinauslaufen, zu zeigen, daß „das primitive Mittel des Krie-

ges“ heute nicht mehr zur Lösung weltpolitischer Probleme taugt. Operationsbasis, Stoßlinien, Offensivpläne — all solche Begriffe muten, so wenig die Abrüstung schon fortgeschritten ist, bereits leise historisch an. Und Stegemann selbst wird heute die Welt wohl unter anderen Aspekten sehen, hat vielleicht, wie es in seiner Historie „Jakobäa“ von 1928 am Schluß dem Leser empfohlen wird, „von solchem in Krieg und Grauen erfüllten Leben voller Trauer, aber erhobenen Herzens für immer Abschied“ genommen.

Vor ein paar Jahren erst ist Stegemann zur Poesie zurückgekehrt, von der er kam. Aber wie hat ein Poet zum strategischen Kritiker werden können? Der Sinn für Soldatentum, von den Großvätern und vom Vater vererbt, aber durch einen schon seit Jugendtagen kranken Körper unterdrückt, trat 1914 ans Licht und machte aus Stegemann den Militär im Geiste und mit der Feder. Kriegsgeschichte war früh sein Stedensperd, Journalismus und Romaneschreiben sein Beruf. Er hat, wie die Mutter des Prinzen Max von Baden einmal mit einem Ausdruck zwischen Bonhomie und Ironie zu ihm bemerkte, „sogar in die „Frankfurter Zeitung“ geschrieben. (Unter dem Strich erschienen in diesem Blatte die Romane „Die als Opfer fallen“ und „Die Himmelspacher“, über dem Strich Beiträge zur elsäss-lothringischen Frage.) Das Elsaß zwischen 1870 und 1914 hat vor und neben Schiddele keiner so treu wie Stegemann geschildert. Man vergift es nicht, wie im „Daniel Junf“ die Musikanten von drüben, die im Reichsland zum Tanz aufgespielt haben, kaum daß sie auf dem Berggrat sind, wo die neue

Grenze läuft, die Instrumente ansehen und auf einmal die Marschallseife mit ihren gellenden, triumphierenden Tönen über die Alpweide jauchzt. Man mag in der erwähnten Festschrift die treffende Analyse, die Josef Nadler von Stegemanns Dichtungen gegeben hat, nachlesen. Nicht immer haben sich seine Schöpfungen über das Niveau des guten Familienblattromans erhoben, doch zeigen gerade die letzten, nach dem Kriege entstandenen Arbeiten, die oben genannte Historie und der Roman „Das Ende der Grafen Krall“, eine neue Läuterung und Steigerung des Stils, wie auch sein jüngst erschienener Sonettenband „Von Leben zu Leben“ voller Adel der Form und der Gedanken ist. Aber der schönste Roman Stegemanns, wenn er auch nur Wahrheit, nicht Dichtung enthält, sind gewiß die „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“. Sie gehören zu den bestgeschriebenen Memoirenwerken der deutschen Literatur. Daß sie ein Dichter schrieb, spürt man von der ersten Zeile an: „Durch mein ganzes Leben rauschte der Rhein...“ Es gibt Stücke darin, etwa die Begegnung mit der Liebe seiner Jugend oder die diskrete Zeich-

nung der seltsamen Natur der Mutter des Dichters, die lauterste Poesie sind. Mit diesem Werke hat sich Stegemann noch einmal als der Mentor bewährt, der er uns im Kriege gewesen ist. Neben Renns und Remarques Schöpfungen aus dem unmittelbaren Kriegserleben heraus steht ebenbürtig dieses Buch, das den Krieg, und was ihm vorausging, so zeigt, wie ihn ein reifer deutscher Mensch gewissermaßen von freier Höhe aus sehen und erleben mußte. Dies Buch gehört darum auch in die Hände der Jugend. Mentor war nicht nur der Freund des Odysseus, er war auch der Erzieher des Telemach.

Da wir nun aus seinen Erinnerungen wissen, daß all sein Leben und Wirken mit der äußersten Kraft des Willens einem immer widerpenstigen Körper abgerungen worden ist, können wir Hermann Stegemann auf sein Leidenslager am Thunersee nichts Besseres wünschen als die Befreiung von seinen Schmerzen. Die schönste Festmusik aber werden ihm die Märsche sein, unter deren Klängen eben am Rhein, der Heimat seines Herzens, die letzten fremden Truppen das besetzte Gebiet verlassen.

Carl Weichardt

17029 0009 000

Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

Nr. 247

Hermann Stegemann

Zu seinem 60. Geburtstage (30. Mai)

Eine unbergeklärte Dankeschuld verpflichtet uns Deutsche gegenüber Hermann Stegemann und läßt uns des nunmehr Sechzigjährigen mit besonders herzlichen Glückwünschen gedenken. War er doch während des Weltkrieges im neutralen Auslande der mannhafteste Vertreter der Wahrheit gegenüber der Heß- und Lügenpropaganda unserer Feinde, der beredteste Anwalt für die Ehre des deutschen Namens und eine gerechte Würdigung unseres Volkes, insonderheit aber ein Rinder der Ruhmestaten unserer Heere, der sich weit über die Grenzen der Schweiz, seiner Wahlheimat, hinaus Gehör verschaffte und bald in der ganzen Welt außerordentliche Beachtung fand.

Aus der Sammlung seiner einzelnen, außergewöhnlich glänzend geschriebenen Aufsätze über den Gang der Operationen im Berner „Bund“ ist dann



später die vierbändige „Geschichte des Krieges“ entstanden, die Stegemann mit einem Schläge zu einem Historiker von Welt Ruf machte, und die mit zu dem Besten gehört, was die kriegsgeschichtliche Literatur aufzuweisen hat. Die Universität Freiburg gab dem dadurch Ausdruck, daß sie ihm den Grad eines Ehrendoktors verlieh, und nach München erhielt er einen Ruf als Honorarprofessor für neuere Geschichte, dem er aus Gesundheitsrücksichten aber keine Folge leisten konnte.

In der Tat ist es ganz erstaunlich, — der Soldat kann das gewiß am ehesten beurteilen, — mit welch natürlichem Verständnis sich Stegemann auf allen Gebieten des Heerwesens und der Kriegsführung zurechtfindet, welch umfassender Blick für große operative Linien, welch scharfes Eindringen in taktische Fragen und welch wohlbegründetes und daher sicheres und zutreffendes kritisches Urteil ihn auszeichnen, obwohl ihn doch als militärischem Nichtfachmann alle

diese Dinge bis zum Kriegsausbruch ganz ferngelegen hatten. Nicht zuletzt hat ihm dabei aber wohl die große Liebe zum Lande seiner Väter geholfen. Er selbst bekannte damals: „Eine neue, meine schwerste, meine ureigenste Aufgabe beginnt. Ich nehme sie ungeheiß auf die Schulter, weiß nicht, frage nicht, wohin sie mich reißen wird Mein ganzes Leben versinkt um mich her“ So schrieb er — seinem alten Vaterlande Deutschland „inbrünstig zur Seite“ — mit heißem leidenschaftlichen Herzen, und dieses innere „Mitgerissen-Werden“ ergreift auch den Leser, den die geniale Gestaltungskraft, der dichterische Schwung, die hohe dramatische Spannung und farbenbunte Lebendigkeit der Darstellung in den Bann ziehen, zumal der prachtvolle, ungewöhnlich biegsame Stil in immer neuen Ausdrucksformen und Bildern unerschöpflich ist, und der behandelte Stoff gewissermaßen unter funkelnden und blitzenden Lichtern zum Leben ersteht. So ist Stegemanns Weltkriegsgeschichte im strengen Sinne alles

andere als ein ein fachlich nüchternes Geschichtswerk. Sie hält aber trotzdem jeder sachmännischen Kritik stand. Auch spätere Forschungsergebnisse und Klarstellungen haben im wesentlichen zu keinen Beanstandungen dessen geführt, was er niedergeschrieben hatte, als die Dinge noch im Fluß waren.

Zwei bedeutsame Werke ergänzten die „Geschichte des Krieges“. Die militärpolitische Bedeutung des Stromgebietes des Rheins behandelte das Buch „Der Kampf um den Rhein“ und die Kritik an dem „Trugbild von Versailles“ bildet folgerichtig den Abschluß dieser Gedankenreihe. Gegen diese Werke von überragender Bedeutung tritt seine frühere, sehr ausgedehnte literarische Betätigung naturgemäß in den Hintergrund. Unter einer ganzen Zahl von Romanen, die im Elsaß, am Oberrhein, im Schwarzwald und am Bodensee spielen, wie z. B. „Mein Elsaß“, „Die Hiltbacher“, „Theresle, die Wirtin von Heiligenbrunn“ und „Der gefesselte Strom“ ist wohl die wertvollste Arbeit aus früherer Zeit der Elsaßroman „Die Kraft von Illach“. Das Problem dieses Grenzlandes hat ihn immer besonders angezogen, da es die Heimat seiner Jugend war.

Mit der Versetzung seines Vaters aus seiner Geburtsstadt Koblenz nach den Reichslanden war Stegemann schon als Kind in das Elsaß gekommen und dort in Colmar und Altkirch auf das Gymnasium gegangen. Nachdem er in München und Zürich Philosophie und Literaturgeschichte studiert und sich dort schon als Literat und Journalist betätigt hatte, wurde er später 1894 Dramaturg am Theater in Zürich, 1895 Redakteur der „Basler Nachrichten“, 1902–1905 Redakteur der „Gartenlaube“ und nach längerer Unterbrechung dieses Berufs durch die Tätigkeit als Kurkommissar in Badentweiler 1912 literarischer Redakteur am Berner „Bund“, von wo zwei Jahre später seine Berühmtheit ihren Ausgang nehmen sollte. Heute lebt er im Sommer in Merligen am Thuner See und im Winter in Luzern.

Den Dichter, Erzähler und Historiker grüßt heute das deutsche Volk, den Geschichtsschreiber ganz besonders aber das feldgraue Heer von 1914/1918, dem

Wenden!

er am Schlusse seiner „Geschichte des Krieges“ vor allen anderen Heeren den Lorbeerkranz reicht und dessen Heldentum er das schönste literarische Denkmal gesetzt hat!

Generalmajor a. D. v. Frankenberg

★

Zum 60. Geburtstag des hochgeschätzten Schriftstellers hat die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien, die Hermann Stegemanns weitbekannte militärisch-politischen Werke und Romane herausgebracht, ein Festbuch erscheinen lassen, das dem vielseitigen, fruchtbaren Schaffen des Dichters und seinen rein menschlichen Eigenschaften gerecht zu werden sucht. Gustav v. Rahr, Bayerns früherer Ministerpräsident, schildert den Dichter als Persönlichkeit, Alois Schulte als Historiker, Paul Wenzke als Geschichtsschreiber des Rheins, Theobald v. Schäfer als Kriegsberichterstatter, Hermann v. Ruhl behandelt das Kapitel „Stegemann und der Weltkrieg“, und ein anderer Berufener, nämlich D. v. Lossoy, hat den Abschnitt geschrieben: „Das militärische Phänomen Stegemann.“ Damit ist die Reihe aber keinesfalls erschöpft. Den Politiker schildert Lorenz Wappes, den Dichter behandelt Josef Kadler, das lyrische Werk Stegemanns Ludwig Finkel und „Stegemann und die Elfsaß-Literatur“ findet in Franz Schulz seinen Bearbeiter.

In 131 Seiten wird so in knappen Einzeldarstellungen dem verdienten Publizisten von deutschen Männern der ihm gebührende hohe Zoll der Verehrung entgegengebracht. Angesichts der tiefgründigen Ausführungen erhebt sich diese Festgabe weit über den Durchschnitt ähnlicher Gelegenheitszeugnisse zu einem Werk von bleibendem Wert, dem man in allen deutschen Kreisen eine warme Aufnahme wünschen muß.

Fd.

Hermann Stegemann Ehrendoktor von Frankfurt

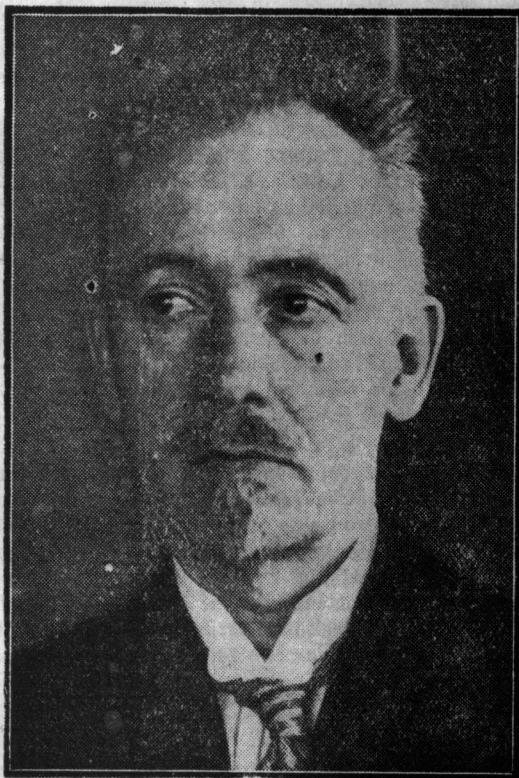
Anlässlich seines 60. Geburtstages wurde von der Universität Frankfurt am Main Professor Dr. jur. h. c. Hermann Stegemann, „dem in ernster Zeit treu bewährten Sohne seiner rheinischen Heimat und hervorragendem Geschichtsschreiber des Weltkrieges“, ehrenhalber Titel und Würde eines Doktors der Philosophie verliehen.

17029 0010 000

Hamburger Nachrichten

Nr. 250

Hermann Stegemann 60 Jahre alt.



prof. Scherl.

Nur ganz selten ist es ein günstiges Urteil, wenn man von einem bedeutsamen Menschen nicht sagen kann: Von der Parteien Gaß und Gunst entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Einer von den wenigen, deren Charakterbild nicht von der Parteien Gunst und Gaß entstellt ist, ist Hermann Stegemann, der, im besten Sinne über den Parteien stehend, von allen anerkannt und von fast allen geschätzt wird. Hermann Stegemann ist ein Kind des Rheins, seine Gedankenwelt dreht sich um diesen Schicksalsstrom des deutschen Volkes, der auch sein Schicksalsstrom ist. 1870 geboren: Deutschland nahm sich nach seinem Sieg über Frankreich das vor zweihundert Jahren geraubte Elsaß zurück, jene alte strategische Einfallspforte der Franzosen nach Süddeutschland. Deutschland hatte seine seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit, die wuchs und gedieh. Mit dem Weltkrieg kam der Wendepunkt: Deutschland verlor das Elsaß, die Rheinpforte steht dem Erbfeind wieder offen. Zwischen diese beiden Ereignisse, die das Schicksal des deutschen Volkes bestimmen, fällt Kindheit, Jugend und Mannesalter Hermann Stegemanns. Aus dem altpreussischen Hinterpommern stammend, hat seine Familie sich am Rhein schnell akklimatisiert, die Stegemanns sind darin echte Preußen geblieben, daß sie überall in Deutschland zu Hause sind und einen Partikularismus überhaupt nicht kennen. Der Rhein rauscht nach seinen eigenen Worten durch das ganze Leben Hermann Stegemanns: in fast alle seine Romane spielt der historische Kampf um den Rhein hinein, jener Völkerkampf zweier Nachbarn, dem Hermann Stegemann ein großes historisches Werk gewidmet hat.

Stegemanns Schicksalsstunde schlug, als der Kampf um den Rhein 1914 neu entbrannte, als dieser Kampf sich ausweitete zum ersten Weltkrieg. Stegemann, der seit 1912 das Feuilleton beim Berner Bund leitete, übernahm für seine Zeitung die Darstellung und Entwicklung des gigantischen Kampfes um den Rhein, der das Schicksal des deutschen Volkes

der Ereignisse zustatten. Sein Sinn für das strategisch Bedeutsame, sein Blick für geopolitische Gegebenheiten unterstützen sein klares militärisches Urteil.

Immer wieder gehemmt durch seine zarte Gesundheit, kämpft er mit eiserner Energie an gegen den schwachen Körper, und es gelingt ihm nach kurzen Unterbrechungen, sich wieder seiner Aufgabe zu widmen. Die Generalstäbe aller Armeen studieren die Lageberichte des Berner Bundes und die zuerst scherzhaft gestellte Frage: „Aber was sagt Stegemann?“ wird allgemach ernst, und wohl selten hat ein Journalist, der nie Soldat gewesen, einen derartigen Einfluß auf Politik und Kriegsführung gehabt wie Hermann Stegemann. Noch während die Schlachten toben, schreibt er seine „Geschichte des Krieges“, die — das liegt in der Natur der Dinge — heute natürlich in vielen Punkten überholt ist, aber auch heute noch eine Fundgrube für den Historiker und für den Soldaten ist, gerade weil sie unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschrieben wurde. Im „Trugbild von Ver-

sailles“ schildert Stegemann die Unmöglichkeit der Friedensdiktate, weist er nach, wie diese Gaßinstrumente den geographischen, historischen und geopolitischen Gesetzen geradezu ins Gesicht schlagen und daher niemals Instrumente des Friedens werden können.

Im Gegensatz zur Mehrzahl der Deutschen in der Heimat und an der Front erkannte Stegemann schon sehr früh, daß wir den Krieg nicht gewinnen konnten, weil die politische Führung völlig versagte. Erschütternd ist zu lesen, wie Stegemann beim damaligen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg in Berlin weilte und dessen völlige Unzulänglichkeit ihm zum Bewußtsein kam. Erschütternd, wie der ferndeutsche Stegemann sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland während des Krieges so ganz in die Seele des deutschen Soldaten hineinendenken kann, wie er diese schweigenden Helden liebt und achtet, und wie er doch schon das Herannahen des Schicksals fühlt, dem gegenüber alles Heldentum in den Staub sinkt.

Diese Schilderungen in seinem Buche „Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit“ sollte jeder Deutsche immer wieder lesen.

Noch vier Wochen, und der Rhein wird von fremden Truppen frei. Stegemann wird diesen Tag als Deutscher noch stärker empfinden als die meisten anderen Deutschen, aber er wird auch als Historiker und als Stratege wissen, daß diese Freiheit des Rheins keine unbedingte und bleibende ist. Stegemann ist ein Anhänger der Versöhnung der Völker, aber nicht in jener verschwommenen Form degenerierten Pazifismus, und so weiß er, daß bei der heutigen Lage der Dinge der Kampf um den Rhein noch nicht erledigt ist, weil Versailles nicht die Grundlage der Versöhnung zwischen zwei Völkern sein kann. Möge das Schicksal Hermann Stegemann noch ein so langes Leben schenken, daß er den Rhein wirklich frei sieht, frei in der Hand des deutschen Volkes, das allein den Völkern den wahren Frieden bringen kann.

Hegemann, Hermann
Signatur
Datum 31. Mai 1930 19

Hermann Stegemann 60 Jahre alt.



portr. Scherl.

Nur ganz selten ist es ein günstiges Urteil, wenn man von einem bedeutsamen Menschen nicht sagen kann: Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Einer von den wenigen, deren Charakterbild nicht von der Parteien Gunst und Haß entstellt ist, ist Hermann Stegemann, der, im besten Sinne über den Parteien stehend, von allen anerkannt und von fast allen geschätzt wird. Hermann Stegemann ist ein Kind des Rheins, seine Gedankenwelt dreht sich um diesen Schicksalsstrom des deutschen Volkes, der auch sein Schicksalsstrom ist. 1870 geboren: Deutschland nahm sich nach seinem Sieg über Frankreich das vor zweihundert Jahren geraubte Elsaß zurück, jene alte strategische Einfallspforte der Franzosen nach Süddeutschland. Deutschland hatte seine seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit, die wuchs und gedieh. Mit dem Weltkrieg kam der Wendepunkt: Deutschland verlor das Elsaß, die Rheinpfote steht dem Erbfeind wieder offen. Zwischen diese beiden Ereignisse, die das Schicksal des deutschen Volkes bestimmen, fällt Kindheit, Jugend und Mannesalter Hermann Stegemanns. Aus dem altpreußischen Hinterpommern stammend, hat seine Familie sich am Rhein schnell akklimatisiert, die Stegemanns sind darin echte Preußen geblieben, daß sie überall in Deutschland zu Hause sind und einen Partikularismus überhaupt nicht kennen. Der Rhein rauscht nach seinen eigenen Worten durch das ganze Leben Hermann Stegemanns: in fast alle seine Romane spielt der historische Kampf um den Rhein hinein, jener Völkerkampf zweier Nachbarn, dem Hermann Stegemann ein großes historisches Werk gewidmet hat.

Stegemanns Schicksalsstunde schlug, als der Kampf um den Rhein 1914 neu entbrannte, als dieser Kampf sich ausweitete zum ersten Weltkrieg. Stegemann, der seit 1912 das Feuilleton beim Berner Bund leitete, übernahm für seine Zeitung die Darstellung und Entwicklung des gigantischen Kampfes an Hand der Generalstabsberichte der deutschen und der feindlichen Armeen. Er mußte über den kämpfenden Parteien stehen, denn als Schweizer, der er schon vor dem Kriege geworden war, ist er zur Neutralität verpflichtet. Sein Studium der Kriegsgeschichte, vor allem auch der Schriften des Generals v. Clausewitz, kommt ihm bei der Beurteilung

der Ereignisse zustatten. Sein Sinn für das strategisch Bedeutsame, sein Blick für geopolitische Gegebenheiten unterstützen sein klares militärisches Urteil.

Immer wieder gehemmt durch seine zarte Gesundheit, kämpft er mit eiserner Energie an gegen den schwachen Körper, und es gelingt ihm nach kurzen Unterbrechungen, sich wieder seiner Aufgabe zu widmen. Die Generalstäbe aller Armeen studieren die Lageberichte des Berner Bundes und die zuerst scherzhaft gestellte Frage: „Aber was sagt Stegemann?“ wird allgemach ernst, und wohl selten hat ein Journalist, der nie Soldat gewesen, einen derartigen Einfluß auf Politik und Kriegsführung gehabt wie Hermann Stegemann. Noch während die Schlachten toben, schreibt er seine „Geschichte des Krieges“, die — das liegt in der Natur der Dinge — heute natürlich in vielen Punkten überholt ist, aber auch heute noch eine Fundgrube für den Historiker und für den Soldaten ist, gerade weil sie unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschrieben wurde. Im „Trugbild von Ver-

sailles“ schildert Stegemann die Unmöglichkeit der Friedensdiktate, weist er nach, wie diese Maßinstrumente den geographischen, historischen und geopolitischen Gesetzen geradezu ins Gesicht schlagen und daher niemals Instrumente des Friedens werden können.

Im Gegensatz zur Mehrzahl der Deutschen in der Heimat und an der Front erkannte Stegemann schon sehr früh, daß wir den Krieg nicht gewinnen konnten, weil die politische Führung völlig versagte. Erschütternd ist zu lesen, wie Stegemann beim damaligen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg in Berlin weilte und dessen völlige Unzulänglichkeit ihm zum Bewußtsein kam. Erschütternd, wie der ferndeutsche Stegemann sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland während des Krieges so ganz in die Seele des deutschen Soldaten hineinendenken kann, wie er diese schweigenden Helden liebt und achtet, und wie er doch schon das Herannahen des Schicksals fühlt, dem gegenüber alles Geldentum in den Staub sinkt.

Diese Schilderungen in seinem Buche „Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit“ sollte jeder Deutsche immer wieder lesen.

Noch vier Wochen, und der Rhein wird von fremden Truppen frei. Stegemann wird diesen Tag als Deutscher noch stärker empfinden als die meisten anderen Deutschen, aber er wird auch als Historiker und als Stratege wissen, daß diese Freiheit des Rheins keine unbedingte und bleibende ist. Stegemann ist ein Anhänger der Versöhnung der Völker, aber nicht in jener verschwommenen Form degenerierten Pazifismus, und so weiß er, daß bei der heutigen Lage der Dinge der Kampf um den Rhein noch nicht erledigt ist, weil Versailles nicht die Grundlage der Versöhnung zwischen zwei Völkern sein kann. Möge das Schicksal Hermann Stegemann noch ein so langes Leben schenken, daß er den Rhein wirklich frei sieht, frei in der Hand des deutschen Volkes, das allein den Völkern den wahren Frieden bringen kann.

17029 0011 000

Signatur

P. Stegemann

Datum

1. Juni 1930, 193

Hermann

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. Main)

Nr. 403

Hermann Stegemanns Geburtsstadt.

Koblenz, 30. Mai. Hermann Stegemann hat aus Anlaß seines 60. Geburtstags eine Stiftung von 500 Franken gemacht, die auf die in seiner Vaterstadt Koblenz am 30. Mai zur Welt kommenden Kinder verteilt werden soll. Der Oberbürgermeister hat dem Dichter im Namen der Stadt Koblenz ein Glückwunschschreiben gesandt, in dem er ihm mitteilte, daß an dem Geburtshause Stegemanns in der Friedrichstraße 42 eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht worden ist: „In diesem Hause wurde am 30. Mai 1870 der Dichter und Forscher Hermann Stegemann, der erste Geschichtsschreiber des Weltkrieges, ein Vorkämpfer für deutsche Freiheit am Rhein geboren“. Außerdem wird am 4. Juni zu Ehren Stegemanns in Koblenz ein Festakt stattfinden.

„Apokalyptische Schauer über Orient in

Die Kontinente im Kampf

Soeben erscheint unter dem Titel „Weltwende“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) ein neues Werk von Hermann Stegemann. Jeder, der den Weltkrieg miterlebt hat, wird sich noch der beispiellosen Wirkung erinnern, die Stegemanns unter dem Donner der Kanonen geschriebener und bis heute unübertroffener Geschichte des Krieges beschrieben war. Mit der gleichen Klarheit gibt der Verfasser jetzt wieder mitten im reißenden Strom weltpolitischer Geschehnisse dem deutschen Volk eine Geschichte der letzten fünfzehn Jahre und seiner nationalen Erhebung, wie sie packender kaum geschrieben werden kann. Wir freuen uns, unsern Lesern aus dem Einleitungskapitel einen charakteristischen Abschnitt bieten zu können.

Die Schriftleitung.

Neue Weltwende wirft ihre Schatten voraus. Alles ist in Bewegung geraten. Wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Ökumene und vor einer Neuverteilung des Erdballs. Wie zu Zeiten des sinkenden Römerreiches und des Zusammenbruches der um das Mittelmeer geordneten Welt, ziehen apokalyptische Schauer über Orient und Okzident. Klein geworden ist, was gestern noch riesenhaft erschien, der Weltkrieg selbst ist nur noch eine Erinnerung die als Phänomen keinen Erklärer mehr loda. Der Vertrag von Versailles, aufgestellt als ein ehernes Gebilde, wankt auf seinem tönernen Fußgestell, und der Völkerbund, diesem Vertrag zu seinem eigenen Unheil verbunden, droht bereits mit Verfall.

Morgen schon können die Donner eines neuen Weltgewitters rollen. Dieses wird vielleicht nicht mehr von allen Seiten über Europa zusammengeweht und -getrieben werden, sondern auf der ganzen Länderbreite Eurasiens und Eurafrikas lasten und seine stärksten Schläge über der östlichen Ferne niederlegen lassen, aber es geht auch dort um den Frieden Europas.

Ist denn überhaupt Frieden gewesen, seit der Weltkrieg zu Ende ging? Hat nicht Krieg geherrscht in Osteuropa und Ostasien, in Kleinasien, in Nordafrika und Südamerika und wo immer noch die Kraft reicht, sich der Waffen zu bedienen im Kampf um die Macht, um Eigenleben und die Güter dieser Erde? Und woher soll Frieden kommen, da doch die allgemeine Auseinandersetzung erst begonnen hat, eine Auseinandersetzung, die nicht umgangen werden kann, weil die Welt wieder einmal zu klein wurde und diese ausgefüllte Welt, diesmal zur vollen Rundung aufgefaßt, neuer Verteilung harret?

Wenn diese Frage zu primitiv und zu barbarisch klingt, der überlege, ob die von Europa ausgesandte Zivilisation und das durch sie zur Herrschaft gekommene System etwas anderes sei als Vorbereitung dieser Weltaus-einandersetzung und Aufruf zu neuem Kampf. Je mehr die Zivilisation Gemeingut wird, desto größer wird ja die von ihr ausgehende Zerstörungskraft, denn ihre Ausbreitung ist gleichbedeutend mit dem Eintritt der außer europäischen Rassen in den Wettstreit um den Besitz und die Nutzung der Erde. Der Weltkrieg, der Soldaten aller Rassen auf europäischen und exotischen Schlachtfeldern im Dienste der Sieger kämpfen sah, hat

den Nimbus der weißen Rasse zerstört

und ihr Privileg auf die Beherrschung der Welt vernichtet. Doch so drohend diese Auseinandersetzung zwischen den alten Herren der Welt und den dumpf sich bewegenden Massen der so lange zurückgesetzten Erdteile auch erscheine, noch wird die nächste Zukunft nicht von diesem größten aller Probleme beherrscht. Noch ist den Völkern Europas und allen Europiden die Möglichkeit gegeben, sich unter sich, sei es friedlich, sei es mit den Waffen in der Hand, auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung unter Europiden ist, ob man es zugebe oder leugne, heute schon im Gange. Wohl wäre schon der Weltkrieg geeignet gewesen, diese Auseinandersetzung auf den Katalanischen Feldern endgültig zum Abschluß zu bringen und hat aber nur eine neue Weltwende heraufbeschworen.

„Apokalyptische Schauer über Orient in

Die Kontinente im Kampf

Soeben erscheint unter dem Titel „Weltwende“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) ein neues Werk von Hermann Stegemann. Jeder, der den Weltkrieg miterlebt hat, wird sich noch der beispiellosen Wirkung erinnern, die Stegemanns unter dem Donner der Kanonen geschriebener und bis heute unübertroffener Geschichte des Krieges beschrieben war. Mit der gleichen Klarheit gibt der Verfasser jetzt wieder mitten im reißenden Strom weltpolitischen Geschehens dem deutschen Volk eine Geschichte der letzten fünfzehn Jahre und seiner nationalen Erhebung, wie sie packender kaum geschrieben werden kann. Wir freuen uns, unsern Lesern aus dem Einleitungskapitel einen charakteristischen Abschnitt bieten zu können.

Die Schriftleitung.

Neue Weltwende wirft ihre Schatten voraus. Alles ist in Bewegung geraten. Wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Kulturen und vor einer Neuverteilung des Erdballs. Wie zu Zeiten des sinkenden Römerreiches und des Zusammenbruches der um das Mittelmeer geordneten Welt, ziehen apokalyptische Schauer über Orient und Okzident. Klein geworden ist, was gestern noch riesenhaft erschien, der Weltkrieg selbst ist nur noch eine Erinnerung die als Phänomen keinen Erklärer mehr lockt. Der Vertrag von Versailles, aufgestellt als ein ehernes Gebilde, wankt auf seinem hölzernen Fußgestell, und der Völkerbund, diesem Vertrag zu seinem eigenen Unheil verbunden, droht bereits mit Verfall.

Morgen schon können die Donner eines neuen Weltgewitters rollen. Dieses wird vielleicht nicht mehr von allen Seiten über Europa zusammengeweht und getrieben werden, sondern auf der ganzen Länderbreite Eurasiens und Eurafrikas lasten und seine stärksten Schläge über der östlichen Ferne niederlassen lassen, aber es geht auch dort um den Frieden Europas.

Ist denn überhaupt Frieden gewesen, seit der Weltkrieg zu Ende ging? Hat nicht Krieg geherrscht in Osteuropa und Ostasien, in Kleinasien, in Nordafrika und Südamerika und wo immer noch die Kraft reicht, sich der Waffen zu bedienen im Kampf um die Macht, um Eigenleben und die Güter dieser Erde? Und woher soll Frieden kommen, da doch die allgemeine Auseinandersetzung erst begonnen hat, eine Auseinandersetzung, die nicht umgangen werden kann, weil die Welt wieder einmal zu klein wurde und diese ausgefüllte Welt, diesmal zur vollen Rundung aufgebläht, neuer Verteilung harret?

Wem diese Frage zu primitiv und zu barbarisch klingt, der überlege, ob die von Europa ausgesandte Zivilisation und das durch sie zur Herrschaft gekommene System etwas anderes sei als Vorbereitung dieser Weltaus-einandersetzung und Aufruf zu neuem Kampf. Je mehr die Zivilisation Gemeingut wird, desto größer wird ja die von ihr ausgehende Zerstörungskraft, denn ihre Ausbreitung ist gleichbedeutend mit dem Eintritt der außer europäischen Rassen in den Wettstreit um den Besitz und die Nutzung der Erde. Der Weltkrieg, der Soldaten aller Rassen auf europäischen und exotischen Schlachtfeldern im Dienste der Sieger kämpfen sah, hat

den Nimbus der weißen Rasse zerstört

und ihr Privileg auf die Beherrschung der Welt vernichtet. Doch so drohend diese Auseinandersetzung zwischen den alten Herren der Welt und den dumpf sich bewegenden Massen der so lange zurückgesetzten Erdteile auch erscheine, noch wird die nächste Zukunft nicht von diesem größten aller Probleme beherrscht. Noch ist den Völkern Europas und allen Europiden die Möglichkeit gegeben, sich unter sich, sei es friedlich, sei es mit den Waffen in der Hand, auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung unter Europiden ist, ob man es zugebe oder leugne, heute schon im Gange. Wohl wäre schon der Weltkrieg geeignet gewesen, diese Auseinandersetzung auf den Katalanischen Feldern endgültig zum Abschluß zu bringen und hart vor Torresjüß eine neue Weltordnung heraufzuführen, aber man hat diesen Krieg trotz seiner Ausmaße nicht so groß gesehen, nicht als Völkergereicht erkannt. Er ist trotz seiner Ausdehnung über den Erdball, die er überdies mit den Weltkriegen des 18. Jahrhunderts gemein

Wenden!

hat, eine kleineuropäische Auseinanderetzung geblieben, ein Koalitionskrieg nach historischen Mustern. Er wurde zwar unter einer anderen Konstellation ausgefochten als die Kriege, die früher in Europa und im transozeanischen Herrschaftsbereich der europäischen Mächte Grenzen und Throne versetzten, aber auch er ist nicht ausgetragen worden, um ein einiges Europa heraufzuführen, sondern um den Siegern abermals Spolien aus dem Besitz der Unterlegenen zu verschaffen und diese zur Bewahrung des errungenen und errafften Gewinns in Ohnmacht zu bannen.

Es war der letzte Krieg, in dem England den Kontinent zu seinen Gunsten marschieren sah, der letzte, in dem Frankreich noch einmal nach der Hegemonie griff, der letzte, in dem Österreich um seinen Bestand focht, der letzte, der Russland als europäische Macht handeln ließ, und der erste, in dem Deutschland trotz seiner Schicksalslage den Kampf um seine europäische Geltung und seine Weltstellung aufnahm, um sich vor Entrechtung und Entmächtigung zu bewahren. Es war ein Krieg zur Zerstörung Europas und konnte als solcher kein geeinigtes Europa nach sich ziehen. Aber er hat die Zeit umgebrochen, dem ohnedies zum Untergang bestimmten Imperialismus der weißen Völker das Grab geschaufelt und starr gewordene, entseelte Formen zertrümmert. Er

steht am Eingang des Endkampfes um Eurasion.

der morgen schon in die entscheidende Phase treten kann. Und da dem so ist, wird er dereinst auch als der Auftakt dieses Riesenkampfes erscheinen, gleichviel, ob Europa noch einen zweiten Krieg unter Europäern einschleibt, bevor die Weltvölker im Pazifik aufeinanderstoßen und Europa zum Nebenschauplatz herabsinkt.

★

Der Kampf um Eurasion, der durch die ganze Weltgeschichte geht, schließt den Kampf um Europa in sich ein. Europa ist ja nur ein Teil der großen Festlandsmasse, die hier als Eurasion bezeichnet wird, und die Geschichte flutet seit Jahrtausenden in ungebrochenem, nur zeitweise stockendem Strom durch diese kompakte, aus einem Guß hervorgegangene Welt.

Europa erscheint in diesem Zusammenhang nicht in seiner geographischen Form als ein willkürlich bestimmbarer und bestimmter Erdteil, der sich westlich vom Ural zu eigener Gestalt erhebt, und vom Eismeer, vom Atlantischen Ozean und vom Mittelmeer bespült wird, sondern als die westwärts sich deh nende Ausladung der Alten Welt. Dieses Europa ist als solches nicht für sich selbst hingesezt, sondern fordert auch einen Anteil an Vorderasien und an der afrikanischen Gegenküste. Das Mittelmeer erscheint daher in diesem Zusammenhang nicht mehr als Randmeer, sondern als das in der Mitte sich wiegende, alle seine Küsten im Schoße der Stumme sammelnde Gewässer und wird wieder zum mare internum wie zu Cäsars und Theoderichs Zeiten.

Nicht das Mittelmeer, sondern das Sandmeer der Sahara

hat von alters Afrika von Europa geschieden, und heute läuft die Grenze Eurafrikas, dieses mit Europa verschwisterten afrikanischen Gebiets, von Chartum zum Senegal.

Nur so gesehen, füllt und rundet sich Europas politische Gestalt, wird der nordafrikanische Raum als unmittelbarer europäischer Machtbereich deutlich sichtbar. Dieser Raumgewinn ist beinahe ganz den historischen Westmächten zugeslossen. Die nordafrikanischen Gebiete, die einst den Römern gehorchten und von ihnen wie das ganze Imperium aus der Mitte Mediterraniens beherrscht wurden, liegen heute zwischen England und Frankreich aufgeteilt. Italien hat nur das dazwischen aufgelassene Tripolitaniens heimgebracht. Das Mittelmeer ist kleiner geworden. Es hat sich, vom politischen Standpunkt betrachtet, zu einem Binnensee gewandelt, der zwischen zwei heute dichtbefahrenen Ozeanen gebettet liegt und nun, mit beiden verbunden, zur Durchfahrt wie zur abgekürzten Rundfahrt um die Landfeste Eurasiens bestimmt erscheint. Aber der Puls der Weltgeschichte schlägt in ihm lebhafter als im Verlauf der drei Jahrhunderte, die auf die Entdeckung Amerikas und die erste Umseilung Afrikas folgten.

Gen Südosten ist Europa nicht so glücklich gewesen. Kleinasien ist ihm nicht zugefallen. Hier hielten die aus Europa weichenden Türken, von Mustapha

Nemals starker Hand emporgerissen, den Andrang Europas auf und vermählten sich dem Boden Anatoliens aufs neue. Hier fand selbst der Franzose Widerstand, als er Syrien, in das Pergament eines Völkerbundsmandats gehüllt, für sich in Anspruch nahm, hier kämpft England heute um nichts Geringeres als den Schlüssel der Levante, der zugleich Arabien erschließt. Das Arabertum wird das Zweistromland, Zis- und Transjordanien und die Oasen und Küsten Arabiens niemals als Lehen Englands und Anhängel Europas betrachten. Die Grenzen Europas sind hier nicht um Haarebreite vorgezogen worden, obwohl das Tral sich zum Völkerbund erklärte und über Damaskus noch die Tricolore weht.

Noch größer aber ist der Verlust, den Europa durch den Weltkrieg im Osten an seiner eurasischen Basis erlitten, denn Russland ist gewissermaßen nach Asien abmarschiert. Die politische Kontinentalgrenze verläuft heute weder am Ural noch am Don, sondern an der Westgrenze Sowjetrußlands, die sich den alten Warägerweg entlang von der Newamündung zur Dniestründung zieht. Europa ist also zu viel größerem Verlust gekommen, als es Gewinn davontrug. Es ist von der asiatischen Basis abgedrängt worden. Seine Kontinentalität hat gelitten. Aber 100 Millionen Menschen, die trotz ihres starken mongoloiden Einschlags doch der weißen Rasse angehören, haben sich vom europäischen Kulturkreis geschieden.

Wo wird dieses Rußland zu finden sein, wenn im Fernen Osten die Entscheidung reift? Wo wird Rußland zu finden sein, wenn Europa sich auf sich selbst besinnt?

Der Kampf, der der europäischen Westmächte im Fernen Osten harret, ist diesen aber nicht allein vorbehalten. Auch die angelsächsischen Staaten Transozeaniens sind zu dieser Auseinanderetzung geladen. Im Weltkrieg haben Kanadier, Südafrikaner und Australier auf den europäischen Schlachtfeldern gekämpft und die Amerikaner als letzte ihr Gewicht in die Waagschale geworfen — sie alle, die in diesem brudermörderischen Krieg der weißen Rasse zur Stelle waren und Europa und sich selbst schwächten, indem sie Deutschland niederzuringen halfen, stehen vor dem Aufgebot zum Endkampf um den Pazifik.

Datum 30. Mai 1935

17029 0013 JEU

Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

Nr. 250

Hermann Stegemann

Zu seinem 65. Geburtstag am 30. Mai

Vor einigen Wochen wurden seine Freunde durch die Nachricht erschreckt, daß Hermann Stegemann, den sie mit vollen Kräften an der Arbeit glaubten, einem neuen Anfall alten Leidens ausgesetzt sei. Ihre Sorge wurde auf eine harte Probe gestellt, bis sie erfuhren, daß die Gefahr vorüber und der Kranke auf dem Wege zur Gesundung sei. An seinem 65. Geburtstag, den er heute begeht, wird es der Wunsch aller ihm durch sein Werk Verbundenen sein, daß eine rasche und völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit es ihm erlauben möge, bald die Feder wieder zur Hand zu nehmen.

Wer sich Stegemanns Werk und Leistung vergewissern will, wird eine in die Augen fallende Einmaligkeit feststellen. Es bietet sich kaum eine Parallele zum Vergleich. Seine Fähigkeit, sozusagen im Augenblick des Geschehens Gegenwart in Geschichte umzuwandeln, die Ereignisse des Tages als Geschichte darzustellen, ist in der Tat einmalig. Daß sie entwickelt wurde, dazu wird gewiß Stegemanns langjährige Tätigkeit als Journalist beigetragen haben, die ihm die kritische und sichtende Betrachtung des Tagesgeschehens zur Pflicht machte; aber niemand wird in diesem Umstand das Entscheidende sehen: hier walten Gnade und Berufung.

Stegemann war Redaktor (so lautet die schweizerische Berufsbezeichnung) am „Berner Bund“, als ihm, dem Schweizer Bürger, der Krieg die große Aufgabe stellte. Hatte er bis dahin neben seiner Zeitungsarbeit eine Anzahl von Romanen vorgelegt, so sprach er jetzt vom „Berner Bund“ aus in seinen Aufsätzen „Zur Kriegslage“ bald zu aller Welt, und seine Stimme wurde an allen Fronten und in allen Generalstäben gehört. Aus dieser Arbeit ist seine „Geschichte des Krieges“ entstanden.

Stand auch bei der Darstellung des Krieges, die Hunderttausende deutscher Soldaten zu dankbaren Freunden ihres Verfassers gemacht hat, das Militärische im Vordergrund, so hat Stegemann doch die politische Seite der Weltauseinandersetzung nicht minder helllichtig zergliedert und beurteilt. In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ hat er über seine politische Arbeit ausführlich gehandelt.

Es liegt auf der Hand, daß der Kriegsgeschichtsschreiber Stegemann auf der beschrittenen Bahn weiterstreiten mußte. Politik und Geschichte bleiben künftig die Felder seines Wirkens, auch wenn er in Jahren körperlichen Leidens zu dem dichterischen Schaffen seiner literarischen Anfänge zurückgefunden und seinen Freunden eine neue Reihe meisterlicher Romane geschenkt hat. Die Universität München hat Stegemann durch Ernennung zum Honorar-Professor für Neuere Geschichte geehrt; aber fortschreitende Krankheit hat ihn gehindert, seine Vorlesungstätigkeit aufzunehmen: sein Wirken sollte, von der Schweiz aus, auf die Feder angewiesen bleiben. Wert um Wert*) hat er in unermüdlicher Arbeit dem widerspenstigen Körper abgetrotzt. „Der Kampf um den Rhein“, „Das Trugbild von Versailles“, „Deutschland und Europa“ sind ebenso wie seine „Erinnerungen“ Früchte dieses zähen Ringens.

Seine Bücher haben immer aufs neue das hohe Vermögen wahrhafter, bis ins Letzte vorstoßender Durchdringung der von ihm untersuchten Fragen bestätigt, das er in der „Geschichte des Krieges“ bewiesen hatte: eine erstaunliche Sicherheit der Stoffbeherrschung, eine klarsichtige Beurteilung politischer Entwicklung.

Es war selbstverständlich, daß Stegemann zu dem deutschen Umbruch nicht schweigen konnte, nicht schweigen durfte. Sein vor Jahresfrist erschienenes Werk „Weltwende“, dessen Untertitel „Der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel“ seinen Inhalt bezeichnet bedeutet für uns, was zu ihrer Zeit die „Geschichte des Krieges“ bedeutet hat: ein Geschenk, für das Deutschland ihm Dank schuldet. Er wird uns verstaten, heute diesen Dank zu entbieten in dem Wunsch, bald aufs neue sein Wort zu hören.

Karl Pagel

*) Stegemanns Bücher sind bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin erschienen.

Hermann Stegmann:

Die Kontinente im Kampf

Aus Anlaß des von uns bereits gemeldeten 65. Geburtstages Hermann Stegmanns veröffentlichen wir heute die nachstehende Arbeit.

Neue Weltwende wirft ihre Schatten voraus. Alles ist in Bewegung geraten. Wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Skumene und vor einer Neuverteilung des Erdballs. Wie zu Zeiten des sinkenden Römerreiches und des Zusammenbruches der um das Mittelmeer geordneten Welt, ziehen apokalyptische Schauer über Orient und Okzident. Klein geworden ist, was gestern noch riesenhaft erschien, der Weltkrieg selbst ist nur noch eine Erinnerung, die als Phänomen keinen Erklärer mehr laßt. Der Vertrag von Versailles, aufgestellt als ein ehernes Gebilde, wankt auf seinem tönernen Fußgestell, und der Völkerbund, diesem Vertrag zu seinem eigenen Unheil verbunden, droht bereits mit Verfall.

Morgen schon können die Donner eines neuen Weltgewitters rollen. Dieses wird vielleicht nicht mehr von allen Seiten über Europa zusammengeweht und -getrieben werden, sondern auf der ganzen Länderbreite Eurasiens und Eurafrikas lasten und seine stärksten Schläge über der östlichen Ferne niedergehen lassen, aber es geht auch dort um den Frieden Europas.

Ist denn überhaupt Frieden gewesen, seit der Weltkrieg zu Ende ging? Hat nicht Krieg geherrscht in Osteuropa und Ostasien, in Kleinasien, in Nordafrika und Südamerika und wo immer noch die Kraft reicht, sich der Waffen zu bedienen im Kampf um die Macht, um Eigenleben und die Güter dieser Erde? Und woher soll Friede kommen, da doch die allgemeine Auseinandersetzung erst begonnen hat, eine Auseinandersetzung, die nicht umgangen werden kann, weil die Welt wieder einmal zu klein wurde und diese ausgefüllte Welt, diesmal zur vollen Rundung aufgefaltet, neuer Verteilung harret?

Wem diese Frage zu primitiv und zu barbarisch klingt, der überlege, ob die von Europa ausgesandte Zivilisation und das durch sie zur Herrschaft gekommene System etwas anderes sei als Vorbereitung dieser Weltauseinandersetzung und Aufruf zu neuem Kampf. Je mehr die Zivilisation Gemeingut wird, desto größer wird ja die von ihr ausgehende Zerstörungskraft, denn ihre Ausbreitung ist gleichbedeutend mit dem Eintritt der außereuropäischen Rassen in den Wettstreit um den Besitz und die Nutzung der Erde. Der Weltkrieg, der Soldaten aller Rassen auf europäischen und exotischen Schlachtfeldern im Dienste der Sieger kämpfen sah, hat den Nimbus der weißen Rasse zerstört und ihr Privileg auf die Beherrschung der Welt vernichtet. Doch so drohend diese Auseinandersetzung zwischen den alten Herren der Welt und den dumpf sich bewegenden Massen der so lange zurückgebliebenen Erdteile auch er-

diesem größten aller Probleme beherrscht. Noch ist den Völkern Europas und allen Europiden die Möglichkeit gegeben, sich unter sich, sei es friedlich, sei es mit den Waffen in der Hand, auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung unter Europiden ist, ob man es zugebe oder leugne, heute schon im Gange. Wohl wäre schon der Weltkrieg geeignet gewesen, diese Auseinandersetzung auf den katalaunischen Feldern endgültig zum Abschluß zu bringen und hart vor Toreßschluß eine neue Weltordnung heraufzuführen, aber man hat diesen Krieg trotz seiner Ausmaße nicht so groß gesehen, nicht als Völkergerecht erkannt. Er ist trotz seiner Ausdehnung über den Erdball, die er überdies mit den Weltkriegen des 18. Jahrhunderts gemein hat, eine kleineuropäische Auseinandersetzung geblieben, ein Koalitionskrieg nach historischen Mustern. Er wurde zwar unter einer anderen Konstellation ausgefochten als die Kriege, die früher in Europa und im transozeanischen Herrschaftsbereich der europäischen Mächte Grenzen und Throne versetzten, aber auch er ist nicht ausgetragen worden, um ein einiges Europa heraufzuführen, sondern um den Siegern abermals Spolien aus dem Besitz der Unterlegenen zu verschaffen und diese zur Bewahrung des errungenen und errafften Gewinns in Ohnmacht zu bannen.

Der Weltkrieg

Es war der letzte Krieg, in dem England den Kontinent zu seinen Gunsten marschieren sah, der letzte, in dem Frankreich noch einmal nach der Hegemonie griff, und der erste, in dem Deutschland trotz seiner Schicksalslage den Kampf um seine europäische Geltung und seine Weltstellung aufnahm, um sich vor Entrechtung und Entmächtigung zu bewahren. Es war ein Krieg zur Zerstörung Europas und konnte als solcher kein geeinigtes Europa nach sich ziehen. Aber er hat die Zeit umgebrochen, dem ohnedies zum Untergang bestimmten Imperialismus der weißen Völker das Grab geschaufelt und starr gewordene, entseelte Formen zerschlagen. Er steht am Eingang des Endkampfes um Eurasiens, der morgen schon in die entscheidende Phase treten kann. Und da dem so ist, wird er dereinst auch als der Auftakt dieses Riesenkampfes erscheinen, gleichviel, ob Europa noch einen zweiten Krieg unter Europäern einschleibt, bevor die Weltvölker im Pazifik aufeinanderstoßen und Europa zum Nebenschauplatz herabsinkt.

Der Kampf um Eurasiens, der durch die ganze Weltgeschichte geht, schließt den Kampf um Europa in sich ein. Europa ist ja nur ein Teil der großen Festlandsmasse, die hier als Eurasiens bezeichnet wird, und die Geschichte flutet seit Jahrtausenden in ungebrochenem, nur

Wenden!

Völkischer Beobachter (Berlin)

Nr. 152

Hermann Stegemann:

Die Kontinente im Kampf

Aus Anlaß des von uns bereits gemeldeten 65. Geburtstages Hermann Stegemanns veröffentlichen wir heute die nachstehende Arbeit.

Neue Weltwende wirft ihre Schatten voraus. Alles ist in Bewegung geraten. Wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Stumene und vor einer Neuverteilung des Erdballs. Wie zu Zeiten des sinkenden Römerreiches und des Zusammenbruches der um das Mittelmeer geordneten Welt, ziehen apokalyptische Schauer über Orient und Okzident. Klein geworden ist, was gestern noch riesenhaft erschien, der Weltkrieg selbst ist nur noch eine Erinnerung, die als Phänomen seiner Erklärer mehr lockt. Der Vertrag von Versailles, aufgestellt als ein ehernes Gebilde, wankt auf seinem tönernen Fußgestell, und der Völkerbund, diesem Vertrag zu seinem eigenen Unheil verbunden, droht bereits mit Verfall.

Morgen schon können die Donner eines neuen Weltgewitters rollen. Dieses wird vielleicht nicht mehr von allen Seiten über Europa zusammengeweht und -getrieben werden, sondern auf der ganzen Länderbreite Eurasiens und Eurafrikas lasten und seine stärksten Schläge über der östlichen Ferne niedergehen lassen, aber es geht auch dort um den Frieden Europas.

Ist denn überhaupt Frieden gewesen, seit der Weltkrieg zu Ende ging? Hat nicht Krieg geherrscht in Osteuropa und Ostasien, in Kleinasien, in Nordafrika und Südamerika und wo immer noch die Kraft reicht, sich der Waffen zu bedienen im Kampf um die Macht, um Eigenleben und die Güter dieser Erde? Und woher soll Friede kommen, da doch die allgemeine Auseinandersetzung erst begonnen hat, eine Auseinandersetzung, die nicht umgangen werden kann, weil die Welt wieder einmal zu klein wurde und diese ausgefüllte Welt, diesmal zur vollen Rundung aufgefalt, neuer Verteilung harret?

Wem diese Frage zu primitiv und zu barbarisch klingt, der überlege, ob die von Europa ausgesandte Zivilisation und das durch sie zur Herrschaft gekommene System etwas anderes sei als Vorbereitung dieser Weltauseinandersetzung und Aufruf zu neuem Kampf. Je mehr die Zivilisation Gemeingut wird, desto größer wird ja die von ihr ausgehende Zerstörungskraft, denn ihre Ausbreitung ist gleichbedeutend mit dem Eintritt der außereuropäischen Rassen in den Wettstreit um den Besitz und die Nutzung der Erde. Der Weltkrieg, der Soldaten aller Rassen auf europäischen und exotischen Schlachtfeldern im Dienste der Sieger kämpfen sah, hat den Nimbus der weißen Rasse zerstört und ihr Privileg auf die Beherrschung der Welt vernichtet. Doch so drohend diese Auseinandersetzung zwischen den alten Herren der Welt und den dumpf sich bewegenden Massen der so lange zurückgesetzten Erdteile auch erscheine, noch wird die nächste Zukunft nicht von

diesem größten aller Probleme beherrscht. Noch ist den Völkern Europas und allen Europiden die Möglichkeit gegeben, sich unter sich, sei es friedlich, sei es mit den Waffen in der Hand, auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung unter Europiden ist, ob man es zugebe oder leugne, heute schon im Gange. Wohl wäre schon der Weltkrieg geeignet gewesen, diese Auseinandersetzung auf den katalanischen Feldern endgültig zum Abschluß zu bringen und hart vor Torreschluß eine neue Weltordnung heraufzuführen, aber man hat diesen Krieg trotz seiner Ausmaße nicht so groß gesehen, nicht als Völkergewalt erkannt. Er ist trotz seiner Ausdehnung über den Erdball, die er überdies mit den Weltkriegen des 18. Jahrhunderts gemein hat, eine kleineuropäische Auseinandersetzung geblieben, ein Koalitionskrieg nach historischen Mustern. Er wurde zwar unter einer anderen Konstellation ausgespielt als die Kriege, die früher in Europa und im transoceanischen Herrschaftsbereich der europäischen Mächte Grenzen und Throne versetzten, aber auch er ist nicht ausgetragen worden, um ein einiges Europa heraufzuführen, sondern um den Siegern abermals Spolien aus dem Besitz der Unterlegenen zu verschaffen und diese zur Bewahrung des errungenen und errasteten Gewinns in Ohnmacht zu bannen.

Der Weltkrieg

Es war der letzte Krieg, in dem England den Kontinent zu seinen Gunsten marschieren sah, der letzte, in dem Frankreich noch einmal nach der Hegemonie griff, und der erste, in dem Deutschland trotz seiner Schicksalslage den Kampf um seine europäische Geltung und seine Weltstellung aufnahm, um sich vor Entrechtung und Entmächtigung zu bewahren. Es war ein Krieg zur Zerstörung Europas und konnte als solcher kein geeinigtes Europa nach sich ziehen. Aber er hat die Zeit umgebrochen, dem ohnedies zum Untergang bestimmten Imperialismus der weißen Völker das Grab geschaufelt und starr gewordene, entseelte Formen zerschlagen. Er steht am Eingang des Endkampfes um Eurasion, der morgen schon in die entscheidende Phase treten kann. Und da dem so ist, wird er dereinst auch als der Auftakt dieses Riesenkampfes erscheinen, gleichviel, ob Europa noch einen zweiten Krieg unter Europäern einschleife, bevor die Weltvölker im Pazifik aufeinanderstoßen und Europa zum Nebenschauplatz herabsinkt.

Der Kampf um Eurasion, der durch die ganze Weltgeschichte geht, schließt den Kampf um Europa in sich ein. Europa ist ja nur ein Teil der großen Festlandsmasse, die hier als Eurasion bezeichnet wird, und die Geschichte flutet seit Jahrtausenden in ungebrochenem, nur

Weiden!

zeitweise fließendem Strom durch diese Lompakte, aus einem Guß hervorgegangene Welt.

Europa erhebt in diesem Zusammenhang nicht in seiner geographischen Form als ein willkürlich bestimmbarer und bestimmter Erdteil, der sich westlich vom Ural zu eigener Gestalt erhebt und vom Eismeer, vom Atlantischen Ozean und vom Mittelmeer bespült wird, sondern als die westwärts sich deh nende Ausladung der Alten Welt. Dieses Europa ist als solches nicht für sich selbst hingeseht, sondern fordert auch einen Anteil an Vorderasien und an der afrikanischen Gegenküste. Das Mittelmeer erscheint daher in diesem Zusammenhang nicht mehr als Randmeer, sondern als das in der Mitte sich wiegende, alle seine Küsten im Schoße der Eukmene sammelnde Gewässer und wird wieder zum mare internum wie zu Cäsars und Theodorichs Zeiten.

Nicht das Mittelmeer, sondern das Sandmeer der Sahara hat von alters Afrika von Europa geschieden, und heute läuft die Grenze Eurafrikas, dieses mit Europa verschwisterten afrikanischen Gebiets von Chartum zum Senegal.

Nur so gesehen, füllt und rundet sich Europas politische Gestalt, wird der nordafrikanische Raum als unmittelbarer europäischer Machtbereich deutlich sichtbar. Dieser Raumgewinn ist beinahe ganz den historischen Westmächten zugeflossen. Die nordafrikanischen Gebiete, die einst den Römern gehorchten und von ihnen wie das ganze Imperium aus der Mitte Meditteraniens beherrscht wurden, liegen heute zwischen England und Frankreich aufgeteilt. Italien hat nur das dazwischen aufgelassene Tripolitani en heimgebracht. Das Mittelmeer ist kleiner geworden. Es hat sich, vom politischen Standpunkt betrachtet, zu einem Binnensee gewandelt, der zwischen zwei heute dichtbefahrenen Ozeanen gebettet liegt und nun, mit beiden verbunden, zur Durchfahrt wie zur ab-

gefürzten Rundfahrt um die Landfeste Eurasiens bestimmt erscheint. Aber der Puls der Weltgeschichte schlägt in ihm lebhafter als im Verlauf der drei Jahrhunderte, die auf die Entdeckung Amerikas und die erste Umschiffung Afrikas folgten. Seit Bonaparte nach Ägypten zog, ist die politische Bedeutung dieses alten Meeres riesenhaft gewachsen, und seit England die Hand auf den neugewählten Durchstich der Landenge von Suez legte, hat es nicht aufgehört, seine Bedeutung zu mehren. Von ihm angezogen, fügen sich Orient und Okzident und die von Süden andrängende afrikanische Gegenküste zu immer weitergreifendem europäischen Besitz.

Gen Südosten ist Europa nicht so glücklich gewesen. Kleinasien ist ihm nicht zugefallen. Hier hielten die aus Europa wehenden Türken, von Mustapha Kemals starker Hand emporgerissen, den Andrang Europas auf und vermählten sich dem Boden Anatoliens aufs neue. Hier fand selbst der Franzose Widerstand, als er Syrien, in das Pergament eines Völkerbundsmandats gehüllt, für sich in Anspruch nahm, hier kämpft England heute um nichts Geringes als den Schlüssel der Levante, der zugleich Arabien erschließt. Das Arabertum wird das Zweistromland, Zis- und Transjordanien und die Oasen und Küsten Arabiens niemals als Lehen Englands und Anhängsel Europas betrachten. Die Grenzen Europas sind hier nicht um Haarsbreite vorgeschoben worden, obwohl das Irak sich zum Völkerbund bekannte und über Damaskus noch die Trikolore weht.

Noch größer aber ist der Verlust, den Europa durch den Weltkrieg im Osten an seiner eurasischen Basis erlitten, denn Rußland ist gewissermaßen nach Asien abmarschiert.

Die politische Kontinentalgrenze verläuft heute weder am Ural noch am Don, sondern an der Westküste Sowjetrußlands, die sich den alten Warägerweg entlang an der Kiewamündung zur Dnejestrmündung zieht.

Europa ist also zu viel größerem Verlust gekommen, als es Gewinn davontrug. Es ist von der asiatischen Basis abgedrängt worden. Seine

Kontinentalität hat gelitten. Über 100 Millionen Menschen, die trotz ihres starken mongoloiden Einschlages doch der weißen Rasse angehören, haben sich vom europäischen Kulturkreis geschieden. Wo wird dieses Rußland zu finden sein, wenn im Fernen Osten die Entscheidung reift? Wo wird Rußland zu finden sein, wenn Europa sich auf sich selbst besinnt?

Der Kampf, der der europäischen Westmächte im Fernen Osten harrt, ist diesen aber nicht allein vorbehalten. Auch die angelsächsi-

schen Staaten Transozeaniens sind zu dieser Auseinandersetzung geladen. Im Weltkrieg haben Kanadier, Südafrikaner und Australier auf den europäischen Schlachtfeldern gekämpft und die Amerikaner als letzte ihr Gewicht in die Waagschale geworfen — sie alle, die in diesem brudermörderischen Krieg der weißen Rasse zur Stelle waren und Europa und sich selbst schwächten, indem sie Deutschland niederringen halfen, stehen vor dem Aufgebot zum Endkampf um den Pazifik.

17029 0016 BEC

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 213

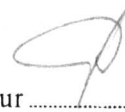
Der Goethe-Preis

Nur „einer vielseitigen Persönlichkeit Goethe'scher Prägung“, wie der Verwaltungsfreisz des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt a. M., dem auch die Minister Dr. Goebbels und Rust angehören, in der Begründung seines letzten Entscheids sagt, kann die Ehrung ausgesprochen werden, die ihren Träger in Verbindung mit dem Namen des größten Dichters der Deutschen bringt. In diesem Jahre erhält Hermann Stegemann die Auszeichnung, ein Schriftsteller von reicher Bildung, der, obwohl seit Jahrzehnten Schweizer Bürger, unermüdlich für das Deutschtum tätig ist. Unter den früheren Preisträgern finden wir Namen wie Stefan George und Ricarda Huch, Albert Schweizer und Hans Pfitzner: alles Persönlichkeiten von geistiger Weite und seelischer Tiefe, Charakterköpfe, die als Erzieher der Nation im Sinne Goethes gelten dürfen.

Ein Erzieher besonderer Prägung ist auch Hermann Stegemann, der erst vor zwei Monaten an seinem 65. Geburtstage herzliche Glückwunschtelegramme der leitenden deutschen Staatsmänner empfangen hat. Seine bedeutsamen Leistungen sind, seltsam genug, richtige Schreibtisch-Arbeiten, aber in einem Sinne, der nicht mißverstanden werden darf: Stegemann ist immer ein kränklicher Mensch gewesen. Im Kriege, als er in der Redaktionsstube oder im häuslichen Arbeitszimmer seine strategisch-politischen Betrachtungen schrieb, auf deren Erscheinen man in Berlin nicht weniger wartete als in Paris oder London, hat er den Donner der Kanonen nur als dumpfes Grollen in weiter Ferne gehört. Aber sein reiches Wissen, das er sich in eingehendem Studium der Militärwissenschaften angeeignet hatte, und sein Spürsinn erlaubten es ihm, an der Hand einer großen, von Fährnissen übersäten Karte, ein wohl begründetes Urteil über die Lage und die Aussichten zu fällen, Diagnose und Prognose miteinander zu verbinden. Die vier grauen Bände seiner Geschichte des Weltkrieges sind so zu einem einzigartigen Dokument geworden.

Nach dem Kriege veröffentlichte Stegemann eine kurze, aber umso gehaltvollere Reihe weiterer angeregter Werke: ein militärpolitisches Buch „Der Kampf um den Rhein“, eine mutige Abrechnung „Das Trugbild von Versailles“, eine weitgespannte Betrachtung „Deutschland und Europa“, eine wegweisende Studie „Weltwende“ sowie ein Erinnerungswerk. Als Dichter ist er nicht mehr hervorgetreten, obwohl er am Beginn seiner Laufbahn eine reiche Erzähler-Tätigkeit entfaltet hat. Aus dem elsässischen Heimatdichter war der politische Erzieher geworden.

Signatur



Stegemann

17029 0017 BEC

Datum 25. Okt. 1936

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

~~The Tanganyika Standard (Dar-es-Salaam)~~

Nr. 548 -

Stegemanns „Geschichte des Krieges“
den Schulen zugestellt.

✠ Berlin, 24. Oktober. Der Reichserziehungsminister hatte vor einiger Zeit mitgeteilt, daß alle deutschen Schulen Stegemanns „Geschichte des Krieges“ als Geschenk des Führers und Reichskanzlers für die Lehrbücherei erhalten sollen. Nun ist das ungekürzte Werk in einer Auflage von 100 000 Stück fertiggestellt und den Schulen zugestellt worden. Es umfaßt vier Bände und ist in Ganzleinen gebunden. Jeder Band trägt die Widmung: „Sonderausgabe für die deutschen Schulen, gestiftet vom Führer und Reichskanzler.“

Stegemann, Hermann

Signatur.....

P

17029 0018

BEC

Datum

30. Dez. 1939

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 664

Duplikat 110 mlt 1 St. 4

Hermann Stegemann

erhält den Rheinischen Literaturpreis 1939.

(Drahtmeldung unseres Korrespondenten.)

Kz Düsseldorf, 29. Dezember. Alljährlich ehrt das Rheinland einen der Männer, die sich als Söhne der westdeutschen Heimat durch literarisch-publizistisches Wirken, insbesondere aber dadurch, daß sie auf ihre Weise der Heimat die Treue bewiesen, verdient gemacht haben. Nichts hätte den Landeshauptmann Haake daran gehindert, den Rheinischen Literaturpreis 1939 wie die Preise der Jahre vorher in einer öffentlichen Feier zu verleihen. So war es auch geplant. Die Ehrung ist aber einem Mann zugebach worden, der, in der Schweiz lebend, Deutschlandreisen nicht mehr unternehmen kann: Professor Dr. Hermann Stegemann. So wurde ihm die Urkunde in Merlingen am Thuner See vom Landeshauptmann überreicht. Dem Mann, der „sich in seinem Lebenswerk als großer Sohn seiner rheinischen Heimat und treuer Mitstreiter des deutschen Volkes“ erwiesen habe, dem „Dichter, Historiker und Politiker“ ist sie gewidmet. Ist der Rheinische Literaturpreis schon die ersten vier Male Männern zuteil geworden, deren Wirken nicht im rein literarisch-ästhetischen Sinne verstanden sein will (Wilhelm Schäfer, Joseph Ponten, Heinrich Versch, Heinz Steguweit), so macht der Name des fünften Preisträgers den politischen Akzent, der dem Rheinischen Literaturpreis von vornherein mitgegeben wurde, erst recht sichtbar. Stegemann war einer der Rufer im Streit gegen „Das Trugbild von Versailles“ und ließ nicht ab zu sagen, von welcher schicksalhaften Bedeutung der „Kampf um das Rheinland“ sei. Stegemann hat die schweizerische Staatsangehörigkeit, fühlt sich aber, wie es in einem Dankschreiben an Landeshauptmann Haake heißt, „im Geist und Herzen und unbeschadet meiner schweizerischen Staatsangehörigkeit und Staatstreue der alten Heimat um so enger verbunden.“

Der Krieg im Wandel der Zeit

Hermann Stegemanns neues Werk: „Der Krieg, sein Wesen und seine Wandlung.“
Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin

„Der Krieg steht am Anfang der Geschichte und beherrscht das Leben der Völker, so viele ihrer auch zum Vicht drängten, kamen und gingen.“ Mit diesem Satz leitet der große Interpret des Weltkrieges („Geschichte des Krieges 1914–1918“) eine Analyse des Kriegsgeschehens aller Zeiten und Völker ein, eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen Krieg, dem stärksten dynamischen Moment in dem Geschehe der Völker, soweit das Licht der Forschung sie dem Dunkel der Vergangenheit entrisst. Mit der Genauigkeit und Objektivität des Wissenschaftlers verzeichnet Stegemann alle Kriege und Schlachten, die ihrer Zeit das Gepräge gaben und — hinsichtlich der Entwicklung der Kriegstechnik — kommende Geschlechter beeinflussten. Er zeigt die Wechselwirkungen Krieg — Politik — Kultur — Zivilisation auf und erläutert meisterhaft die einzelnen Phasen, die der Krieg bis zu seiner heutigen Vollendung durchlief; von der — gemessen an dem heutigen Stand — einigermaßen isolierten Auseinandersetzung zwischen den Kriegsklassen der einzelnen Völker bis zum modernen „totalen Krieg“, der den ganzen Staat zur Front macht. So führt Stegemann den Leser, beginnend mit dem Jahre 3000 v. Chr., über die Schlachtfelder der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit; er singt das Hohelied von der Tapferkeit der Griechen, lehrt die epochale Fehltritte der römischen Legionen, schildert das Ungeheuer der Zimbern und Teutonen, das Jahrhunderte später im kühnen Draufgänger-tum der Schweizerischen Landsknechte eine glorreiche Wiederauferstehung feierte. Staaten entstehen, Völker tauchen auf; sie vergehen, wenn sich ihr Geschick erfüllt hat. Unvergänglich bleibt nur der Vorbeiziehende, der sich um ihre Kriegstaten rankt. Die Kriegsfürsten aller Zeiten läßt Stegemann vorbeiziehen, von Alexander dem Großen wandelt der Leser auf den Spuren des Dschingis Khan bis zu den Schlachtenleitern des Dreißigjährigen Krieges. Das Werk erscheint in zwei Bänden, von denen zurzeit der erste vorliegt, der bis zum Westfälischen Frieden führt.

In der Einleitung zu seinem Werk geht Stegemann von Clausewitz' Worten aus: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.“ Stegemann fügt hinzu: „Der Krieg ist nur noch als ein Mittel der Politik und einzig aus dieser zu begreifen. Er kann also auch selbst nicht aufhören, Politik zu sein und wird dies bleiben, solange die Politik als entstehende Geschichte sich seiner als gewalttätiges Mittel zur Erreichung ihrer Ziele bedient.“ Aus der Verklammerung Politik — Krieg ergibt sich aber auch eine Frage, die Stegemann nicht angeschnitten hat: Wird der Krieg jemals aus dem Völkernleben verschwinden? Die Geschichte hat bisher alle pazifistischen Strömungen ad absurdum geführt; die Dynamik, deren letztes Geheimnis im Auf- und Abstieg der Völker begründet liegt, hat immer wieder den Krieg als ultima ratio der Politik in Erscheinung treten lassen. Wohl hat es schon öfters lange Friedensperioden gegeben, aber nur, wenn entweder die Völker nach

schaft den Krieg in den Sattel und verwies die Infanterie vom Schlachtfeld. Diese Schlachten waren denn auch nichts anderes als Massenturniere, ein jeder höheren Führung beraubtes Banzenstechen. Der einzelne Kämpfer war dabei sicherlich nicht weniger tapfer als der römische Legionär, der in der Phalanx dem Kriegsgott opferte, aber die Kriegsführung war auf eine einfache Formel zurückgebracht worden und konnte des genialen Feldherrn entfallen. Erst im 13. und 14. Jahrhundert haben Volksaufgebote das Schlachtfeld wieder belebt. Pulver und Blei taten ein übriges, um die Ritterschaft „aus dem Panzer zu schälen“ und ihr als Kavallerie, also als taktisch bewegte Einheit, wieder eine Aufgabe in einem größer gezogenen strategischen Rahmen zuzuteilen. Geschlossene Infanteriemassen — die Phalanx — wurden wieder zur „Zitadelle in der Schlacht“. Sie blieb es, bis das Büdnadelgewehr die Zerstreuung im weiten Raum erforderte.

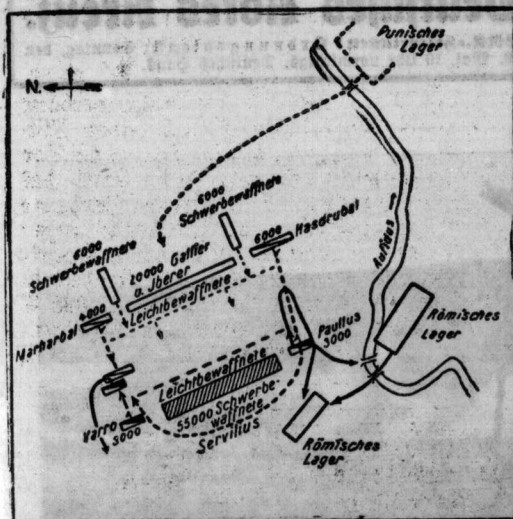
Die Anfänge der Kriegsgeschichte überliefern uns folgendes Bild über die Schlachtordnung: Das Zentrum bildete die schwer gewappnete Infanterie, links und rechts leichte Infanterie, Bogenschützen, Steinschleuderer. Ueberzahl, Tapferkeit, bessere Ausrüstung und Ausbildung schieden im Abbringen der Kräfte an Ort und Stelle den Sieger aus. Man warf alle Nachmittel auf einmal in die Waagschale und so kam es, daß oft mit einer einzigen Schlacht ein kriegerisches Schicksal besiegelt wurde. Marathon war eine solche ausgesprochene Parallelschlacht mit Voneinander. Alexander der Große brachte eine Bereicherung in das Schlachtbild. Er ließ die Phalanx von Reiterei flankieren. Der Kampf wurde meist auf den Flügeln eröffnet, die Veritungen mußten den gegenüberstehenden Feind niederreiten, dann gegen das Zentrum einschwenken und gemeinsam mit der Infanterie die gegnerische Phalanx zusammenhauen. Diese Kampfweise — die Flügelschlacht — war zwei Jahrtausende lang das Stratagem aller Schlachten. Auch zu Zeiten des großen Alexander dachte man noch nicht an eine Auscheidung von Reserven. Zwar marschierte die Phalanx mehrere Glieder tief an den Feind, im Kampf verschmolz sie aber zu einer Linie und wir sehen so wieder alle Teilkraften in einem Schlag um den Sieg ringen. Wesentliche taktische Neuerungen brachten die Römer in die Schlachtenführung. Mit dem Aufkommen der Legionen wurde die Phalanx aufgelockert, beweglicher und daher schlagkräftiger. Eine Schlacht interessierte hier vor allem Cannä. Cannä haben die Römer zwar verloren, aber sie lernten aus diesem Verlust, ordneten ihre Legionen neu, griffen zu einer verfeinerten Taktik und 14 Jahre später zählten sie Hannibal bei Zama die Niederlage von Cannä heim. Cannä ist als erste Umfassungsschlacht aller Zeiten in die Geschichte eingegangen. Sie ist seither zu einem Begriff geworden. Hannibal focht mit 50.000 bis 60.000 Mann gegen 70.000 bis 80.000 Römer. Er erweiterte den überliefer-

Ungestüm der Zimbern und Teutonen, das Jahrhunderte später im kühnen Draufgänger-tum der schweizerischen Landsknechte eine glorreiche Wiederauferstehung feierte. Staaten entstehen, Völker tauchen auf; sie vergehen, wenn sich ihr Geschick erfüllt hat. Unvergänglich bleibt nur der Vorbeer, der sich um ihre Kriegstaten rankt. Die Kriegsfürsten aller Zeiten läßt Stegemann vorbeiziehen, von Alexander dem Großen wandelt der Leser auf den Spuren des Dschingis Khan bis zu den Schlachtenlenkern des Dreißigjährigen Krieges. Das Werk erscheint in zwei Bänden, von denen zurzeit der erste vorliegt, der bis zum Westfälischen Frieden führt.

In der Einleitung zu seinem Werk geht Stegemann von Clausewitz' Worten aus: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.“ Stegemann fügt hinzu: „Der Krieg ist nur noch als ein Mittel der Politik und einzig aus dieser zu begreifen. Er kann also auch selbst nicht aufhören, Politik zu sein und wird dies bleiben, solange die Politik als entstehende Geschichte sich seiner als gewalttames Mittel zur Erreichung ihrer Ziele bedient.“ Aus der Verklammerung Politik—Krieg ergibt sich aber auch eine Frage, die Stegemann nicht angeschnitten hat: Wird der Krieg jemals aus dem Völkerverleben verschwinden? Die Geschichte hat bisher alle pazifistischen Strömungen ad absurdum geführt; die Dynamik, deren letztes Geheimnis im Auf- und Abstieg der Völker begründet liegt, hat immer wieder den Krieg als ultima ratio der Politik in Erscheinung treten lassen. Wohl hat es schon öfters lange Friedensperioden gegeben, aber nur, wenn entweder die Völker nach einem langen schweren Ringen völlig erschöpft waren, oder wenn ein gewaltiges Schwert des Friedens waltete, dem niemand entgegenzutreten wagte, wie z. B. die Pax romana.

Von Marathon bis Cannä

Die Kriegsführung selbst war Jahrtausende vor Christus schon auf eine gedrückte, an Befehle gewöhnte Infanterie abgestützt. Das Schwergewicht des Krieges liegt heute noch bei diesem Truppentkörper. Wenn sich auch die



Aus Stegemann: „Der Krieg.“

Die Schlacht von Cannä. Am rechten Flügel Hannibals dessen Feldherr Marhabal mit 4000 Reitern, links Hasdrubal mit 6000. Bei den Römern rechts Paulus, links Varro mit je 3000 Reitern. Hasdrubal vollzog mit seinem Übergewicht die Umfassung.

Form gewandelt hat, das Wesen der Infanterie ist gleichgeblieben. Damit beginnt aber auch das Hohelied von der Phalanx, dem geschlossenen Einfaß einer dem Kampf verschworenen Männergemeinschaft, bereit, Schulter an Schulter zu sterben oder zu siegen. Wir begegnen der Phalanx in gewandelter Form auf allen Schlachtfeldern der Geschichte, lediglich das Mittelalter hob mit dem Aufkommen der Ritter-

Stelle den Sieger aus. Man wartete nicht auf einen Kampf auf einmal in die Waagschale und so kam es, daß oft mit einer einzigen Schlacht ein kriegerisches Schicksal besiegelt wurde. Marathon war eine solche ausgesprochene Parallelschlacht mit Lineartaktik. Alexander der Große brachte eine Vereinerung in das Schlachtfeld. Er ließ die Phalanx von Reiterei flankieren. Der Kampf wurde meist auf den Flügeln eröffnet, die Veritlenen mußten den gegenüberstehenden Feind niederreiten, dann gegen das Zentrum einschwenken und gemeinsam mit der Infanterie die gegnerische Phalanx zusammenhauen. Diese Kampfweise — die Flügelschlacht — war zwei Jahrtausende lang das Stratagem aller Schlachten. Auch zu Zeiten des großen Alexanders dachte man noch nicht an eine Auscheidung von Reserven. Zwar marschierte die Phalanx mehrere Glieder tief an den Feind, im Kampf verschmolz sie aber zu einer Linie und wir sehen so wieder alle Teilkraften in einem Schlag um den Sieg ringen. Wesentliche taktische Neuerungen brachten die Römer in die Schlachtenführung. Mit dem Aufkommen der Regionen wurde die Phalanx aufgelockert, beweglicher und daher schlagkräftiger. Eine Schlacht interessierte hier vor allem Cannä. Cannä haben die Römer zwar verloren, aber sie lernten aus diesem Verlust, ordneten ihre Regionen neu, griffen zu einer verfeinerten Taktik und 14 Jahre später zählten sie Hannibal bei Zama die Niederlage von Cannä heim. Cannä ist als erste Umfassungsschlacht aller Zeiten in die Geschichte eingegangen. Sie ist seither zu einem Begriff geworden. Hannibal focht mit 50.000 bis 60.000 Mann gegen 70.000 bis 80.000 Römer. Er erweiterte den überlieferten Gedanken einer Flügelschlacht, indem er, über mehr Reiterei verfügend als die Römer, beide Flanken der Römer solange niederritt, bis der linke und der rechte Flügel im Rücken der Römer Tuchsührung hatten. Derart von allen Seiten umfaßt, wurden die Römer in konzentrischem Wirken aller Kräfte Hannibals Mann für Mann zusammengehauen.

Mit den Zimbern und Teutonen pochten an die Tore des Römerreiches Krieger, die nichts von Flügel- oder Umfassungsschlachten wußten. Ihre Waffe war Todesverachtung und völlige Hingabe an den Krieg. So stürmten sie in Reihform gegen den nach taktischen Grundsätzen kämpfenden Feind und — erlagen. Dennoch waren die Germanen zu allen Zeiten die gefährlichsten Gegner Roms, bis Cäsar, der Meister von Zeit, Raum und Gelegenheit, den drei Größen des Krieges — das Schwert nach Germanien trug und mit der Rhein—Donau—Linie strategische Grenzen schuf, auf denen er sein Reich im Norden und Westen abstützen konnte. Bei der Niederkämpfung der Helvetier hat Cäsar zum erstenmal in der Geschichte des Krieges (in der Schlacht bei Vindobona) eine Reserve ausgeschieden. Damit waren von nun an die Schlachten nicht mehr den vielen Zufälligkeiten ausgeliefert, die jedes Kriegsgeschehen bedrohen. Inzwischen hatten aber auch die Germanen das Kriegshandwerk gelernt und Cäsar fand in Ariovist einen Gegner, der ihn zur Entfaltung aller Feldherrntalente zwang, um zu gewinnen.

Aus dem Osten kam der Reiterkrieg

Vier Jahrhunderte nach Cäsar lassen die Hunnenstürme Europa erzittern. Der Krieg wird zum Reiterkrieg en masse. Attila riß einen ganzen Kontinent unter die Hufe seiner Pferde; erst auf den katalanischen Feldern boten ihm germanische und römische Armeen ein Paroli. Die Hunnen verschwanden wieder aus Europa, zurück blieb ein Faktum: der Ritter. Das Fußvolk wurde von den Schlachtfeldern verdrängt und der gepanzerte Edelmann übernahm das Schwert. 800 Jahre nach den Hunnen stand Europa vor einer neuen Masseninvasion aus dem Osten: Dschingis Khan meldete seine Ansprüche auf die Weltherrschaft an. Wieder-

sahen sich die europäischen Machthaber Massenheeren gegenüber, denen sie nichts entgegenstellen konnten, als verschwindend kleine Haufen von Rittern. 1218 zog Dschingis Khan mit 700.000 Mann aus Karakorum aus, um die Welt zu erobern. Seine Armada brachte eine geradezu modern anmutende Ausbildung und Organisation mit. Er stellte neben den Reitermassen Artillerie mit großen Wurfmaschinen und Belagerungsgerät, ja sogar ein Pioniercorps und eigene Verpflegungsstruppen ins Feld. Jahrzehntelang erzitterte das Abendland unter den Heimsuchungen der Mongolen.

Man ist nach den Mongolenstürmen in Europa darauf gekommen, daß der Ritter allein zur Beherrschung des Krieges nicht mehr genügt. Den Schweizern vor allem ist es zu danken, daß in langsamer, aber stetiger Entwicklung wieder Infanteriemassen das Heft in die Hand nahmen. Die Entwicklung der Feuerwaffen führte im Laufe der Zeit vom Massenturnier wieder zur kombinierten Schlacht, nunmehr bereichert um eine schlagkräftigere Artillerie. Wir werden aber in diesen Zeitläuften vergeblich nach solchen genialen Leistungen suchen, wie sie Alexander der Große, Cäsar, oder Dschingis-Khan geboten hatten. Der Krieg wurde selten vom Staate oder vom Volke getragen, meist nur von macht- und landhungrigen Fürsten, die das Raubrittertum in großem Stile betrieben. Der Dreißigjährige Krieg, der größte Wüstungskrieg, der Deutschland jemals heimgesucht hat, steht dabei in keinem Verhältnis zu dem

Ausmaß der Schlachtfelder. Wir vernehmen z. B. mit Staunen, daß in der Schlacht bei Breitenfeld, wo sich 52.000 Mann gegenüberstanden (mit 70 Kanonen) die Front der Kaiserlichen nur 4200 Schritte, jene der Schweden gar nur 3000 Schritte maß. Bewegung, Entwicklung und Ausdauer der Schlacht erforderten kaum 10 Geviertkilometer, ein Raum, der heute bei entsprechendem Gelände vielleicht von einem Regiment in entwickelter Linie bekämpft wird. Dabei war aber das Feuergewehr damals bereits so entwickelt, daß ein geübter Schütze etwa zwei Schüsse in der Minute abfeuern konnte.

Eine Erkenntnis verdanken wir aber dem Dreißigjährigen Krieg: Die strategische Bedeutung Böhmens im europäischen Raum. Böhmen war die natürliche Ausfalls-Festung des großen Friedländers. Nach allen Himmelsrichtungen sandte er seine Heere aus, ohne die Basis je aufzugeben. Eine ähnliche Stellung nimmt in Europa nur die Schweiz ein, die durch die Beherrschung der wichtigsten Alpenpässe von West nach Ost und Süd den Schlüssel zu den strategischen Linien Rhein—Donau—Po-Ebene in Händen hat. Eingedenk ihrer wichtigen Stellung haben die Eidgenossen es bisher vorgezogen, nach allen Seiten eine neutrale Haltung einzunehmen. Die Tschechen als Hausherren der mitteleuropäischen Festung hielten es anders. Eine Fehlrechnung, die sie mit dem Verlust des selbständigen Staates bezahlten.

Seff Schmidt

Stegemann, Prof. Dr. Hermann

Signatur

17029 0020 REC

Datum 30. Mai 1940

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 271

Hermann Stegemann.

Zürich, 29. Mai. Am 30. Mai begeht in Merligen am Thuner See Professor Dr. Hermann Stegemann seinen siebenzigsten Geburtstag. Der aus Koblenz stammende Schweizer Journalist ist während des Weltkrieges durch seine von hoher Werte geschriebenen Betrachtungen „Zur Kriegslage“ bekannt geworden, die er in seiner damaligen Eigenschaft als Redakteur des Berner „Bund“ geschrieben hat. Seine Veröffentlichungen begegneten in ganz Europa lebhaftem Interesse und sind in Buchform eines der verbreitetsten Sammelwerke über die Geschichte des Weltkrieges geworden. Vielfache Ehrungen, darunter zwei Ehrendoktorate, der Titel eines Honorarprofessors an der Universität München und die Mitgliedschaft in der Deutschen Akademie, bezeugen die Wertschätzung, deren sich Stegemann und seine vornehmlich kriegsgeschichtlichen Werke auch in Deutschland erfreuten.

Berlin, 30. Mai. (DNB.) Der Führer hat dem Professor Hermann Stegemann zu seinem 70. Geburtstag das nachfolgende Glückwunschtelegramm übermittelt:

„Zu Ihrem 70. Geburtstag sende ich Ihnen als dem dichterischen Gestalter des größten Heldentampfes unseres Volkes meine herzlichsten Glückwünsche. Möge es Ihnen noch viele Jahre vergönnt sein, einer Tätigkeit zu dienen, die unserem Volke nicht nur zum Stolz gereicht, sondern darüber hinaus eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges für alle Zeiten darstellt.“

Ihr (gez.) Adolf Hitler.“